

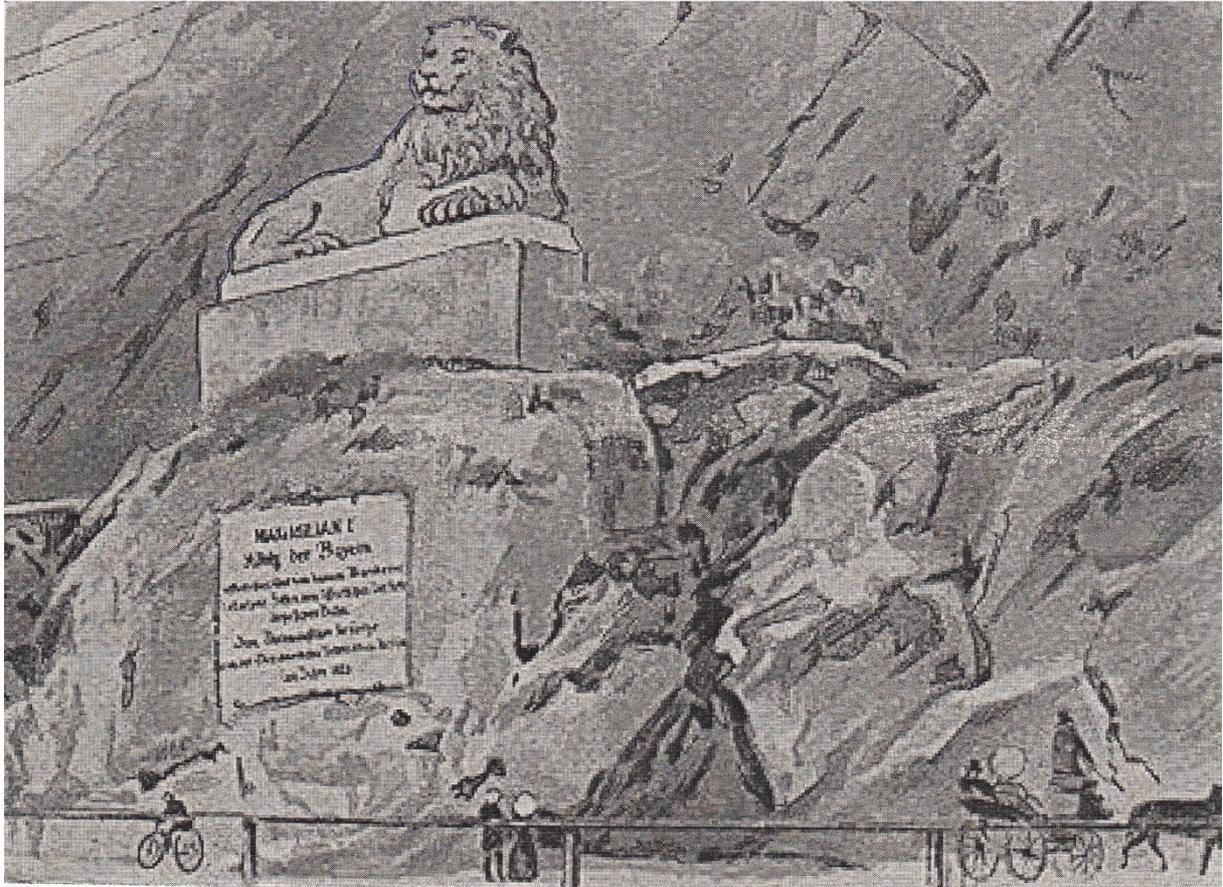
Klaus Rose

Geschichten aus Schalding

und Umgebung

Unveröffentlichtes Manuskript

Neu als PDF 2011



Der Löwe von Schalding

Geschichten aus Schalding

Es war einmal ein kleines Dorf. Dieses erstreckte sich zu beiden Seiten einer immer wichtiger werdenden Straße. Führte früher Jahrhunderte lang die „Alte Poststraße“ von Passau über einen hohen Waldrücken an der Diensthütte vorbei nach Eben und Sandbach, so durfte das kleine Dorf jetzt stolz sein, an einer Reichsstraße zu liegen. Direkt von Passau bis Aachen reichte diese. Wer sie befuhr, kam stets im kleinen Dorf vorbei.

Diese Freude hatte das kleine Dorf einem mächtigen bayerischen Kurfürsten zu verdanken, der es sogar zum ersten König von Bayern gebracht hatte. Jener König wusste, dass man neuerdings mit Dynamit Felsen sprengen konnte. So nahm er sich als Beispiel, dass oberhalb von Regensburg in Richtung Kelheim von seinem Vorgänger eine neue Straße an der Donau errichtet wurde. Dieses Ergebnis wollte er auch an den mächtigen Felsen kurz vor Passau erreichen. Er gab den Befehl und die nötigen Gulden, dass zwischen Fels und Strom eine schmale steinige Straße heraus gesprengt wurde. 1823 errichteten ihm, dem Löwen von Bayern, die dankbaren Bürger des „Unterdonaukreis“ genannten Gebiets rund um Passau ein mächtiges Denkmal. Die Menschen machten es sich zur Ehre, die mehrere Kilometer lange Felsstrecke fortan als „Löwenwand“ zu bezeichnen. Natürlich wussten sie, dass keine echten Löwen in den dortigen Höhlen hausten. Doch der steinerne Denkmalslöwe war um ein vielfaches schöner.

Später hatte das kleine Dorf auch eine Eisenbahnlinie bekommen, über die sich schnaubende Dampfzüge bemühten. Der Dorfbahnhof war stolz, dass er nicht bloß mit zwei Gleisen angebunden war, sondern mit acht oder neun. Das gab ihm ein wichtiges Aussehen.

Nur acht Kilometer entfernt lag die Bischofsstadt, die man, aber nur wenn man wollte, jetzt leichter erreichen konnte.

So klein und unbedeutend war dieses Dorf aber auch wieder nicht. Schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts hatten die Beauftragten des Kurfürsten aufgeschrieben, wer Häuser in dem Dorf hatte und wem diese gehörten. Das Dorf hieß Schalding und war Sitz einer Obmannschaft, also eines kleinen Steuerbezirks. Zu diesem gehörte auch der Rivale, das Dorf Heining, obwohl sich das übergeordnete Amt nach dem Namen des Rivalen benannte. Die kurfürstlichen Beamten waren also klug und hatten die Macht verteilt. Heining war Amtssitz innerhalb des kurfürstlichen Landgerichts Vilshofen, das sogar die vor den Toren der Bischofsstadt Passau gelegene Klosterhofmark St. Nikola beherrschte. Auf der anderen Seite des großen Stroms erstreckte sich das fürstbischöfliche Gebiet. Kein Wunder, dass sich die Menschen diesseits der Donau gerne von den Menschen jenseits der Donau unterscheiden wollten. „Enter“ und „Dreter“, hüben und drüben, wurde offiziell über Schalding gesagt. „Habernbeißer“ und „Pfefferer“ nannte man sich gegenseitig, wenn man sich wieder einmal beschimpfen wollte.

In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts gab es also in Schalding neun Anwesen, von denen drei die Grunddienste an die Pfarrkirche in Heining leisten mussten, jeweils zwei an das Kastenamt Vilshofen und an das Domkapitel in Passau und jeweils eins an das Kloster Vornbach und das Beneficium St. Petri in Passau. Dem Kloster zahlte der Wirt von Schalding die Pflichtgulden und an das Domkapitel zahlte der bekannte Lepperl, der auch später lange den traditionellen Hofnamen pflegte. Heining aber verfügte nur über sieben Anwesen. Drei unterstanden dem Passauer Domkapitel, darunter der Wirt nebst kleinem Zubau. Einer, nämlich der Schmied, zahlte an die Pfarrkirche von Heining, während sein Zubau dem Kloster St. Nikola

gehörte. Auch das Mesnerhaus mit Zubau, Thorhäusl genannt, gehörte wie der Schmied zur Pfarrkirche.

Innerhalb der Obmannschaft Schalding erstreckten sich weitere Weiler, beispielsweise Reisach, Unteröd und Oberöd, Steinbach, Hof, Reuth oder Wörth. Die sechs Anwesen in letzterem gehörten zum Kastenamt Vilshofen, während der berühmte Edlsieß („Beim Ezissn“) in Reuth dem Domkapitel in Passau Zahldienste zu leisten hatte. Königschalding wiederum lag nicht im kurfürstlichen Gebiet, genauso wenig wie die Einöd. Dort hatten ehemals die Grafen von Vornbach/Neuburg und später die Bischöfe von Passau das Sagen.

Schalding hatte mit seinen neun Anwesen also gar keinen Grund, sich zu verstecken. In der ganzen Obmannschaft Schalding gab es keinen Ort, der mehr Anwesen zählte. Ja sogar im ganzen Amt Heining, zu dem auch die Obmannschaften Niederhaizing und Sandbach gehörten, verfügte nur Sandbach über fünfzehn Anwesen. Schalding konnte es also mit allen aufnehmen. Erst die spätere Gemeindebildung griff auf die alte Ämter-Einteilung sowie die Pfarrsprengel zurück. Damit verlieh sie dem kleinen Pfarr-Ort Heining das Recht, sich Gemeinde zu nennen und für Schalding und die umliegenden Weiler zu sprechen. Das geschah im Jahr des Herrn 1808, nachdem Graf Montgelas, aber auch der kleine Kaiser Napoleon selbst, die Bayern auf Vordermann gebracht hatten. Ob ein Fluch auf dieser Tat lag, kann nicht behauptet werden. Doch 165 Jahre später gab es auch die stolze Gemeinde Heining nicht mehr. Obwohl die Bürger sich mit mehr als einundneunzig Prozent gegen die Eingliederung in die Stadt Passau ausgesprochen hatten, wurden sie von dieser geschluckt. Die Heiningen und die Schaldinger gewöhnten sich daran, Vorstädter genannt zu werden.

Der Haider Fritz

Vor gut fünfzig Jahren trugen sich manche Geschichten zu, die die Menschen im Dorf nicht vergaßen. Fangen wir mal mit einem damaligen Neubürger an. Dieser kam als Eisenbahner nach Schalding und fühlte sich fortan derart wohl, dass er mehr als fünfzig Jahre später in einem Zeitungs-Interview schwärmte, „sie müssten mich schon aus Schalding vertreiben“, sonst gehe er nie mehr weg. Sein Schalding habe eine große Geschichte und eine schwierige Gegenwart, meinte der treue Freund.

Gerne saß er früher im Wirtshaus, pardon im Gasthaus Heiningen. Die Besitzerfamilie hieß so. Sie konnte nichts dafür, dass sie ständig an den dörflichen Rivalen erinnerte. Der Senior, der Heiningen Michl, hatte seine Sache gut beisammen. Zum Wirtshaus gehörte auch eine Metzgerei, dazu eine Bäckerei und eine kleine Landwirtschaft. Der ganze Stolz des Michl waren aber seine fünf Töchter, von denen die beiden älteren schnell einen Ehemann fanden. Die drei Jüngeren aber suchten und suchten. Sie waren hübsch und lustig. Die eine führte die Metzgerei, die andere die Bäckerei, die dritte machte sich im Wirtshaus und sonst überall nützlich. Vielleicht suchten die drei zu sehr gemeinsam, so dass sie sich immer in die Quere kamen. Bis an ihr betagtes Ende wurden sie nicht fündig. Dafür nahmen sie das eine oder andere Geheimnis mit ins Grab.

Der Haider Fritz hatte in diesem Wirtshaus gar manchen Diskurs. Er war an der großen Politik interessiert, aber noch viel mehr am Ortsgeschehen. So litt er zunehmend, dass man Schalding rechts der Donau alles raubte. Er konnte niemand direkt die Schuld zuschieben, es war halt so, weil sich die Zeiten änderten. Bald gab es keine eigene Schule mehr, keinen Bahnhof, keinen Friseur, keinen Arzt, keinen Zahnarzt und keinen Apotheker. Nicht einmal der Metzger konnte

sich halten und natürlich auch nicht die Kolonialwarenläden Striedl in Wörth, Karlstetter gegenüber dem Wirtshaus oder Garstorfer in Richtung Bahnhof. Die zwei Kioske an der Post und neben dem späteren Feuerwehr-Haus waren auch bald nicht mehr gefragt. Ähnlich ging es der früher sehr frequentierten Post. Wenigstens das zentrale Wirtshaus war noch geblieben. Wo hätte man denn die Beerdigungsgäste untergebracht oder die Feiernden, wenn es doch ab und zu einmal ein Vereinsfest gab? In Schalding gab es aber auch viele Handwerksmeister nicht mehr, nicht den Schmiedemeister, den Bäckermeister, den Metzgermeister, den Schneidermeister, den Friseurmeister. Der Haider Fritz grübelte dann immer vor sich hin. „Ja, hätten wir noch die Durchgangsstraße“, sagte er. Er meinte die alte Reichs- und spätere Bundesstraße mit der laufenden Nummer 8. Als man diese, aus vielerlei Gründen, vom Zentrum des Dorfes hinaus an die Donau verlegte, war es vorbei mit der Herrlichkeit des geschichtsträchtigen Dorfes. Die alte B 8 war zur Sackgasse geworden. „Sie ließ das Dorfleben schrittweise absterben“, klagte der Haider Fritz ein ums andere Mal. Wenigstens wollte er alle Fotos aufheben, alle alten Dokumente. „Ich habe eine große Verbundenheit zu Schalding, und mir ist es wichtig, seine Geschichte festzuhalten“, hatte der Haider Fritz dem Reporter einst in den Notizblock gesprochen. Dass diese Geschichte bedeutend ist, wissen nicht nur die Schaldinger.

Das Lager Schalding

Es wäre falsch, die Geschichte von Schalding rechts nur auf das gleichnamige Flüchtlingslager zu verkürzen. Aber natürlich hatte dieses seine überörtliche Bedeutung und für die Bewohner des Dorfes manche Auswirkung. Man spricht immer vom Flüchtlingslager für Vertriebene aus Ost- und Südosteuropa und meint die Zeit nach 1945. Doch schon während des 2. Weltkriegs hatte es dort ein Wehrmacht-Lager und „Umgesiedelte“ gegeben. Dann hatten die US-Amerikaner das Lager übernommen und eine offizielle Entlass-Stelle für Wehrmachtsangehörige eingerichtet. Noch im August 1945, also Monate nach Kriegsende, hatte beispielsweise der neue Kooperator von Ortenburg im Lager Schalding seine Ausgliederung aus der Wehrmacht vollzogen. In dieser hatte er als Divisionspfarrer gedient und war als Priester der Erzdiözese Breslau aus der Ukraine über Ungarn und Österreich nach Osterhofen und schließlich an das Lazarett Ortenburg gekommen. Später wurde er sogar katholischer Pfarrer in Ortenburg. In die von Polen besetzte Erzdiözese Breslau konnte und wollte er nicht zurück, in den diesseits der Oder-Neiße-Linie liegenden Lausitzer Teil zog es ihn wegen der Machtübernahme der Kommunisten auch nicht.

Weil das Lager ein großes offenes Gelände mit Bahnanschluss besaß, verfrachtete man nach dem Krieg tatsächlich Tausende von „Ost-Flüchtlingen“ in die zahlreichen Holzbaracken. Der Kreisredakteur der „Passauer Neuen Presse“, Erhard Bayer, hatte am 15. Mai 1964 geschrieben, dass das Lager „seit Kriegsende für weit über 50.000 Heimatvertriebene Durchgangsstation in den freien Westen“ war. Schalding rechts blieb diesen im Gedächtnis. Am 15. November 1964 aber stand der letzte Räumungstermin an. Der neue Landrat Fritz Gerstl äußerte: „Das Lager muss verschwinden.“ Neunzehn Jahre

nach Kriegsende seien Barackenwohnungen fehl am Platz. Die Lagerinsassen hätten ein Anrecht darauf, in menschenwürdigen Wohnungen untergebracht zu werden. Nicht wenige ihrer Vorgänger waren bereits in den umliegenden Orten heimisch geworden. Die meisten aber hatten sich in alle Winde zerstreut.

Zunächst profitierten die Einheimischen von den Leistungen der Flüchtlinge. Nicht wenige verfügten über gute Handwerkskünste, die sie preisgünstig anboten. Dann gab es Händler, die Waren zwischen Ost und West vermittelten. Außerdem war die Nachfrage nach einheimischen Dienstleistungen stark, nach Lebensmitteln, Obst, Fleisch und Wurst. Darüber hinaus boten jüngere Vertriebene ihre Sportleistungen an, besonders das Fußballkönnen. Das Lager war über eine eigene Sandstraße sowohl mit Schalding wie auch mit Heining verbunden. Man konnte aber auch über eine Schranke hinweg die Bahnlinie passieren und die schon bald geteerte Bundesstraße nutzen. Es war ein Kommen und Gehen, eine geschäftige Zeit, bis dann der neue Landrat von Passau Mitte der 1960er Jahre die Aufhebung des Lagers verkünden konnte. Landrat Fritz Gerstl hatte den letzten Verbliebenen noch Wohnungen besorgt und einen Endtermin gesetzt. Fast weinte man dem Lager noch die eine oder andere Träne nach. Nach den Turbulenzen der unmittelbaren Flüchtlingsankünfte mit etwa 1700 Dauerbewohnern nutzten die folgenden Jahre etwa 800 Bewohner jährlich das Lager als Heimstätte.

Schuster Kalafuß

Einer der damals besonders geschätzten Handwerker im Lager Schalding war der aus dem ungarisch-rumänischen Raum der K. und K. - Monarchie stammende Schuster Kalafuß. Wer nur irgendwelche Lederlappen zu Hause hatte, er konnte sicher sein, dass der fröhliche Schuster mit dem lustigen Namen diese zu einem nützlichen Schuhwerk zusammenfügte. In seiner kleinen Stube, in der es stets nach Schuhcreme und Klebstoff roch, versammelten sich gar manche Schaldinger. Es machte einfach Freude, ihm beim schnellen Schneiden des Leders oder beim Einhämmern der Holznägel und Eisenstifte zuzuschauen. Neben dem Handwerk betrieb Kalafuß auch die Kunst des Mundwerks. So erfuhr man stets Neues, was kleine Buben allerdings nicht so recht verstanden. Aber allein schon der Tonfall seiner Worte wirkte anziehend.

Kalafuß hatte sich auch im neuen Fußball-Sportverein nützlich gemacht und deshalb das entsprechende Schuhmaterial zusammengeflickt. Ob Sommer, ob Winter, das Schuhwerk passte. Sogar mit den in Notzeiten üblichen Holzschuhen wusste der Lager-Schuster bald umzugehen. Wie die Holländer trippelten die Schaldinger damit herum. Im Winter aber klebte der Schnee, dass man gar vier oder fünf Zentimeter größer wirkte. Nicht selten kippte man mit dem Teufelswerk um oder musste ständig seine Sohlen abkratzen, damit man vernünftig schlürfen konnte. Aber, dachte man sich, immer noch besser als beim armen Stimmer Martin, der auch im Winter barfuß gehen musste und trotz blau gefrorenen Gesichts meist fröhliche Worte fand.

Der Schuster Kalafuß machte sich bald um die Jugendarbeit im 1946 gegründeten Sportverein Schalding verdient. In den ersten Jahren nach dem Krieg war es nicht Sitte, in eigenen Bambini- oder

Altersklassen zu spielen. Aber eine Jugendmannschaft war stets Ziel eines gut geführten Vereins. So trieben sich immer mehr Dorfjugendliche auf dem neuen Sportplatz in der Nähe des Bahnhofs zwischen Bundesstraße und Bahnlinie herum. Der Schuster Kalafuß sichtete sie, besprach sich mit den Eltern und formte die ersten Schüler- oder Jugendmannschaften. Im Gesamtverein war er wohlgelitten und für das Lager selbst wurde er zum Mittler zwischen Fremden und Einheimischen. Die Menschen wuchsen über den Sport tatsächlich zusammen. Große Namen bereicherten bald den jungen Verein. Denn unter den Bewohnern des Lagers hatte es bulgarische Nationalspieler gegeben. Diese und andere dribbelstarke Flüchtlinge machten den neuen Fußballclub schnell gefürchtet.



Die Baracken-Kirche

Eine hölzerne Baracke, etwas abgesetzt vom Lager und näher zum Dorf gelegen, diente etliche Jahre als Kirche. Eine Bimmel-Glocke rief die Gläubigen. Nach dem unseligen Krieg waren die Menschen dankbar, in der Gemeinschaft zu Gott zu beten. Zu hohen Festtagen war der Baracken-Tempel überfüllt. Der erste länger wirkende Kaplan wurde Karl Mühltaler. Es handelte sich dabei nicht um einen Flüchtling, sondern um einen aus der Diözese Passau stammenden Priester. Das wirkte als Zeichen, dass die Schaldinger selbst froh waren, nicht mehr jeden Sonntag drei Kilometer bis zur Pfarrkirche in Heining gehen zu müssen. Bis zur Lagerkirche schafften sie es in zehn bis zwanzig Minuten, je nachdem wo sie wohnten und wie lange die Schranke beim Bahnhof geschlossen war. Da drangen dann die Weihrauch-Düfte nach draußen oder der Klang des Harmoniums, das liebevoll abwechselnd von Einheimischen und Flüchtlingen gespielt wurde. Im Winter sorgte ein Holzofen für erträgliche Wärme. Der Kaplan scharte eine größere Ministranten-Gruppe um sich, die ebenfalls aus Einheimischen und Neuankömmlingen bestand. Letztere bekamen nicht bloß dadurch einen derart engen Kontakt zum Dorf, dass sie dort später wohnhaft wurden. Die natürliche und positive Einstellung der Dorfbewohner zu den Fremden wurde noch mehr gefestigt. Integration war damals, als alle Menschen arm waren, eine Selbstverständlichkeit.

Gar manches Mal wurde beobachtet, dass sonst hartgesottene Menschen dem Gottesdienst am Sonntag beiwohnten. Einer der Ministranten, der auch das Fußballspiel liebte, freute sich, wenn die Rechts- oder Linksaußen der 1. Mannschaft in der Kirchenbank knieten. Er glaubte tatsächlich, dass dadurch das nachmittägliche Ergebnis beeinflusst werden könnte. Es konnte auch nicht schaden,

befand er beim gegenteiligen Erfolgserlebnis, wenn die Fußballer langfristig beteten. Sie gingen sogar zur Heiligen Beichte oder Kommunion, was später völlig aus der Mode kam. Wenn der Gottesdienst aber zu lange dauerte, dann sprangen die Mutigen über die Gleise und strebten direkt dem Fußballplatz zu. Ein großes Mittagessen war meist hinderlich, weshalb eine Wurstsemmel und eine Brause-Limonade als Grundlage reichten. Beten, Essen, Trinken und Spielen wurden zur wunderbaren sonntäglichen Praxis. Fast war es schade, dass nach zehn oder zwölf Jahren die Kriegsschrecken weitgehend vergessen waren. Da hatte dann die Lagerkirche ausgedient. Durch gemeinsame Anstrengungen wurde im Dorf selbst eine steinerne Kirche errichtet und nach dem Heiligen Michael benannt. Ein Schelm war schon damals, wer meinte, dass damit der große Gönner Michael Heining gemeint war. Jedenfalls war im Jahr des Herrn 1952 die werdende Kirche zur Expositur-Kirche erhoben worden. Als erster Expositus waltete Johann Starnecker. Fast war es wie damals mit der Obmannschaft. Schalding war eigenständig, gehörte aber übergeordnet doch zu Heining. Aus der Pfarrei Heining hinaus gehoben, „exponiert“, war der Sprengel um Schalding. Stolz waren die Einwohner von Schalding rechts, dass sie sich jetzt, wenn auch Jahrzehnte zu spät, auch eine Expositur erworben hatten, so wie der transfluviale Rivale Schalding links. Jenseits des Flusses war schon um das Jahr 1900 eine schmucke Steinkirche entstanden, die zunächst Expositur und dann Pfarrkirche geworden war.



Ministranten mit Lagerseelsorger Karl Mühlthaler

Der Sportverein als große Familie

Mehrmals war jetzt schon vom Fußballclub die Rede, vom neuen Sportverein SV Schalding – wohlgermerkt ohne Zusatz „Heining“. Ja, kaum hatten die Kriegsschrecken nachgelassen und die Menschen etwas zu sich gefunden, dachten sie an Sport. In der damaligen Zeit war damit Fußball gemeint, zumindest in den Dörfern. Natürlich lag die Initiative bei den Schaldingern selbst und bei einigen Familien im besonderen. Dazu zählten die „Hausner-Buben“ und die „Hofmeister-Brüder“. Der Vater der Hausner-Buben, genannt der „Schmuzer Martl“, war ein begabter Trompetenspieler und fußballbegeisterter Eisenbahner. Sein geläufiger Name hatte mit dem Vornamen Martin und mit dem Hausnamen Schmuzer zu tun. Im kleinen Weiler Hof zwischen Schalding und Heining hatte es den „Schmuzer-Hof“ gegeben, der in der Mitte des 18. Jahrhunderts Grunddienste an das Domkapitel in Passau leisten musste. Noch 200 Jahre später hieß ein Nachkomme, Martin Hausner, also „der Schmuzer Martl“. Sein ältester Sohn allerdings, ebenfalls Martin Hausner, hatte nur mehr das Fußball- und Trompetentalent geerbt, aber nicht mehr den Hausnamen.

Die Gebrüder Konrad und Georg Hofmeister sowie ihr jüngerer Bruder Albert, der aber anders begabt war, bewohnten ein kleines Haus oberhalb von Königschalding. Sie waren deshalb lange Fußmärsche gewohnt. An der Kondition fehlte es nicht. Das Fußballtalent ließ sich formen. Gemeinsam mit anderen gründeten die Dorfmeisters und die Hausners 1946 den SV Schalding. Weil der Schmied von Schalding einen Schwager in Lam im Bayerischen Wald hatte und dieser als Landarzt und Vorsitzender der dortigen Spielvereinigung über den Tellerrand schaute, kam es bald zu freundschaftlichen Begegnungen vor gewaltigen Zuschauerkulissen.

Man muss nicht betonen, dass die jeweilige Anreise umständlich war. Wer hatte schon ein Auto oder gar einen Miet-Omnibus? Nicht selten kam man mit dem Drahtesel an sein Ziel. So geschah es auch bei den ersten Pflichtspielen. Das war kein schlechtes Training. Denn gleich nach der zweiten Saison konnte der Meistertitel der damaligen C-Klasse Passau gefeiert werden. Dann ging es steil aufwärts, weil Klasse-Leute aus dem Lager Schalding ihre Dienste anboten. Es hatte auch die UNRRA gegeben, eine Flüchtlingsorganisation der Vereinten Nationen für nicht-deutsche Flüchtlinge, die nicht den besten Ruf besaßen, aber in mancher Sonderförderung schwelgen konnten. Derartige Mannschaften lockten die Zuschauer in Scharen. Manchmal schlug die Begeisterung aber auch in Rangeleien oder Krawalle um. Zumindest zur tiefen Verärgerung hatte auch ein kleiner Schaldinger Bub beigetragen. Unter großer Sommerhitze hatten sich einst die Erwachsenen um den Fußballplatz gedrängt. Da wurde der Durst übermächtig. Der „Schmuzer Martl“ sah den kleinen Buben und trug ihm auf, aus dem Gasthaus Heininger Limonade zu holen. Der Bub begab sich brav auf den Weg. Ob ihm die Hitze zu schaffen machte oder der strenge Blick des Auftraggebers, konnte nicht geklärt werden. Jedenfalls hatte der Bub bei der Ankunft im Wirtshaus vergessen, war er besorgen sollte. So kam er mit einer Packung Streichholzschachteln zurück zu dem Dürstenden. Die folgenden Worte waren so gewaltig, dass der kleine Bub sich kein einziges merken konnte. Aber in Zukunft passte er besser auf.

Welche berühmten Namen hetzten über den Schaldinger Sportplatz? Das waren auch unter den Einheimischen so viele, dass man sie nicht alle aufzählen kann. Im Tor stand beispielsweise der Humm oder der Schatzl Simmerl. Dann ragten der Jugl oder der Müller Max heraus – letzterer kam sogar als Jung-Profi zum damaligen Zweitliga-Verein ASV Cham. Der eine oder andere Dorfmeister oder Hausner spielte, später auch nicht selten eine Fußball-Größe, die vom damals

bedeutenderen 1. FC Passau abgeworben wurde. Es wurde zum gesellschaftlichen Ereignis, Sonntag für Sonntag zum Fußballplatz zu gehen. In der Faschingszeit stoben die Fußballkönner im Kostüm über den schneebedeckten Platz. Strauchelte einer, dann tobte die Anhängerschaft. SV-Faschingsbälle bereicherten das Dorfleben genauso wie die bald entstehende Breitenarbeit. Da tauchten dann nicht bloß Jugendliche und Senioren, sondern auch Altherren-Spieler auf oder später Ski-, Tanz- und Stockschißfreunde. Von Anfang an war der SV Schalding ein Integrationsverein, ohne Allüren, aber mit Ehrgeiz, es der größeren Stadt zu beweisen. Als dann 1972 die Eingemeindung von Heining und Schalding in die Stadt Passau erfolgte, schrieb die mächtige „Passauer Neue Presse“ nicht selten nur von den „Vorstädtern“. Das meinte sie geografisch. Doch Vorbild und Vorzeigeverein war der vergrößerte SV Schalding-Heining schon längst.

Die Schulklassen im Großraum

Rechts vom Gasthaus Heininger stand ein mächtiges Gebäude, deren zwei riesige Säle im Erdgeschoss als Flüchtlingsunterkunft dienten. Das war ein Geschubse und Gezerre, wenn in die doppelstöckigen Drahtgestelle noch mehr Menschen hinein gepfercht wurden. Das war ein täglicher Kampf ums Wasser, das ja auch der Körperreinigung dienen musste. Das war vor allem ein nahezu unmenschlicher Ort, weil Kranke und Alte, Frauen und Männer, Kinder und Bettlägrige miteinander auskommen mussten. Einheimische trauten sich fast nicht hinzuschauen. Aber der Arzt und manchmal auch der Priester bahnten sich den Weg zu den besonders Bedürftigen.

Im ersten Obergeschoss gab es ebenso zwei Großräume, wenn auch heimeliger ausfallend. Dorthin waren die Schulpflichtigen geladen. Da konnten dann schon bis zu achtzig Kinder in einer Klasse unterrichtet werden. Die Schulleiterin trug den interessanten Namen „Salat“. Sie hatte zwei kleine Töchter, die durchaus gut anzuschauen waren. Schulunterricht bedeutete also nicht immer Langeweile. Doch weniger mit Strenge als mit strenger Güte unterrichtete die aus Mähren geflüchtete Lehrerin Helene Kroutil. Natürlich kam auch sie nicht ohne „das Ratzenkammerl“ aus, also die Besenkammer, die als Strafstation vorgesehen war. Mit dem Tatzenstock aber hielt sie es nur selten. Sie verstand es, durch spielerisches Lernen zu formen und den internen Klassenwettbewerb anzuregen. Da gab es das Schnellrechnen oder das elegante Vorlesen, den Malwettbewerb mit Kreide oder das Sportfest auf dem nahen Fußballplatz. Gar mancher Dorfbub schaffte den Übertritt in das Gymnasium in Passau, wo er höchstens über die kleineren Klassen staunen konnte. Individualförderung in kleinsten Gruppen jedenfalls war in der Schaldinger „Vorschule“, 1. – 3. Klasse, gänzlich unbekannt, in der 4.-

6. Klasse ebenfalls. Die Älteren aber gingen nach Bibersbach zur Schule, wo im Obergeschoss des dortigen Gasthauses Stoiber unterrichtet wurde. Mit vierzehn Jahren war allgemein Schluss, da wartete die Lehrstelle – nicht selten im fernen Ruhrgebiet und unter Tage.

Ebenfalls im Obergeschoss der „Heininger Säle“ hatte eine norddeutsche Familie Unterschlupf bekommen, die Wohnung und Zahnarzt-Praxis zu vereinen wusste. Der Herr Doktor hatten den sinnigen Namen „Dr. Greulich“. Sein Sohn brauchte bloß den täglichen Katzensprung in das Klassenzimmer zu bewältigen. Tatsächlich schaffte er auch den Sprung in das Passauer Gymnasium. Die fehlende Freizeitbeschäftigung wegen des kurzen Schulwegs war ihm aber nicht gut bekommen. Ein Lungenproblem machte ihm später deutlich zu schaffen. Da war aber die Zahnarzt-Praxis schon aus dem Ortskern verschwunden.

Das Bewegendste an der Schule war zweifellos die Schulspeisung. Diese hatten die US-Amerikaner erfunden, als sie die hungernden Kinder gesehen hatten. Praktisch alle waren unter- oder mangelernährt. Da musste etwas getan werden. So schöpften Hilfskräfte aus großen Bottichen Erbsensuppe oder dünnes Gulasch. Am Samstag gab es dann als Sonderration ein Täfelchen Schokolade. So manch kleiner Bruder der Schulpflichtigen wagte sich in die Nähe der Regale und blickte treuherzig zu den Spendern auf. Verstehten sie die Händchen, wenn sie das Begehrte erhalten hatten. Unvergessen blieben allen auf lange Zeit die Hilfs-Pakete der Amerikaner.

Als die Schaldinger 1954 mit einer eigenen Schule am Asperreuther-Weg punkten konnten, kehrten geordnete Verhältnisse ein. Sogar ein richtiger Hausmeister war vorhanden. Hermann Müller konnte manchmal grimmig schauen. Doch ansonsten war auch er „fußball-

gestählt“ und deshalb für Jubelstimmungen empfänglich. In diesen Jahren der Zusammenführung von „Wirtshaus-Schülern“ (Gasthaus Heininger und Gasthaus Bibersbach) hatten sich manche Viert- oder Fünftklässler schon aus dem Staub gemacht. Entweder waren sie an das Gymnasium oder die Oberrealschule in Passau gewechselt oder sie waren mit ihren Eltern ganz verschwunden. Das Leben gemeistert haben alle. Der „Groß-Unterricht“ war nicht so schlecht wie später behauptet.



Großraum-Klasse mit Lehrerin Helene Kroutil

Russische Fremdarbeiter

Eigentlich war es den Kindern in Schalding streng verboten. Eigentlich gab es auch gar keine Russen oder Ukrainer im Dorf. Trotzdem waren die Kinder immer wieder einmal zum Bahnhof geschlichen und hatten den Bauarbeitern mit fremder Zunge ein Stück Brot oder Wurst mitgebracht. Die kleinen Häuser in Bahnhofnähe wuchsen zügig aus dem Boden. Mit Holzschiffchen oder Weiden-Pfeifchen dankten es die Fremden, dass die Kinder nett zu ihnen waren. Mit schlechtem Gewissen kamen die Kinder heim zu ihren Eltern. Sie konnten ja nicht erzählen, woher sie die Schnitzereien hatten. Aber Geheimnisse hatten in jenen Jahren viele. Überlebenskünstler gab es auch viele. So hatten alle Seiten ihren Nutzen aus den der damaligen Zeit angemessenen unüberschaubaren Verhältnissen. Fronarbeit hatte halt für viele zum täglichen Brot gehört. Obwohl das Brot knapp oder schlecht verteilt war. Ob heutige Hausbesitzer noch an die fernen Zeiten denken?

Tiefflieger über den Äckern von Schalding

In den letzten Kriegswochen hatten die US-Amerikaner auch den südöstlichsten Zipfel Bayerns unter Beschuss genommen. Immer noch waren Wehrmachtsangehörige zum „Heldenkampf“ bereit, vor allem, wenn ihnen die eigene SS Strafen androhte. Wegen der heranrückenden Amerikaner brannten in Jägerwirth bis nach Primsdobl die Häuser. US-Panzer drangen immer weiter vor. In Schalding hatte sich unterhalb des Bauernhofes „Zum Ammer“ am Asperreuther-Weg ein großer Hügel geformt, unter dessen Grasnarbe sich schnell eingescharfte Soldatenleichen befanden.

In Passau stand das Grünau-Viertel neben dem Hauptbahnhof schwer unter Beschuss. Beim Zielanflug brummt die Kriegsmaschinen genau über das Schaldinger Gebiet. Der „Kinibauer“ traute sich nicht mehr hinab ins Dorf. Der Schmied und der Wirt, die beide Grundstücke auf den südlichen Hügeln besaßen, wollten diese auch nicht mehr aufsuchen. Aber manches Mal sollte halt doch gesät oder das Unkraut gezogen werden. Man wusste ja nie genau, wann die Bomber im Einsatz waren. So passierte es, dass der Schmied einmal auf dem Feld war und seine kleinen Großneffen dabei hatte. Von Ferne hörten sie das Donnern der Motoren. Gleich mussten die Flugzeuge über dem Waldesrand auftauchen. Schnell warf sich der Schmied in eine Ackerfurche und zog die Buben zu sich herab. „Nicht rühren, ganz stillhalten!“, flüsterte er diesen zu. Tatsächlich zischten die Flugzeuge über sie hinweg und nach Passau hinein. Für die Buben war das Ganze ein Abenteuer. Doch der Schmied stand kreidebleich auf und führte die Kleinen in sein Haus zurück. Die Verantwortung lastete noch lange auf seinen Schultern. Gott sei Dank war der Krieg dann bald vorbei.

Der 74. Deutsche Katholikentag

In der letzten August-Woche des Jahres 1950 kamen die Schaldinger Dorfbuben nicht mehr vom Bahnhof weg. Ein langer Schnellzug nach dem anderen lief dort ein. Auf den Nebengleisen wurden diese abgestellt und sauber geputzt. Auf allen Wagen-Hinweisschildern stand die Aufschrift „74. Deutscher Katholikentag in Passau“. Die Züge kamen aus Hamburg oder Dortmund, aus Karlsruhe oder Lindau, sogar aus Berlin, der bereits geteilten Stadt. Das Rangieren über die Weichen bot Spannung. Meist waren die Fahrgäste schon im Passauer Hauptbahnhof ausgestiegen, so dass die Waggonen nur in Schalding abgestellt blieben. Aber wegen der dortigen Überfüllung mussten auch Omnibusse zum Transport nach Passau dienen. Wie bei einer Spielzeug-Eisenbahn schoben sich die Züge entlang den Schaldinger Bahngleisen. Die Weichen in der Nähe der zur Donaufähre führenden Schranke bewegten sich nahezu ununterbrochen, bis dann das Bahnhofsgelände vollgestopft war.

Eigentlich fand der Katholikentag, der dritte nach dem 2. Weltkrieg und nach Mainz und Bochum, in zwei Städten statt, nämlich in Passau und in Altötting. Aber das Zentrum war eben Passau – oder gar Schalding. Sogar der neue deutsche Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer hatte sich nach Passau aufgemacht. Oben auf dem Thingplatz beim Oberhaus führten die Verantwortlichen das zentrale Treffen durch. Die Dorfbuben bekamen Sehnsucht nach der großen Welt. Sie spürten aber auch Stolz angesichts der Bedeutung ihrer Heimat.

In jenen Jahren fand Schalding rechts auch besonderen Eingang in die Fahrpläne der Deutschen Bundesbahn. Diese hatte mit dem „Beschleunigten Personenzug“ eine Art Eilzug erfunden, der unterhalb des Schnellzugs, aber deutlich oberhalb der Personenzüge

beachtet wurde. Schalding avancierte zur Haltestelle für den Beschleunigten von Passau nach München. Das war natürlich dem Lager zu verdanken. Doch auf einer Stufe mit Vilshofen, Plattling, Landshut oder Freising zu stehen, war schon gewaltig. Nicht Heining, der Dauerrivale, sondern Schalding verfügte über den größeren Bahnhof. Somit war Schalding als Anlaufstation oder zumindest als Haltepunkt eines wichtigen Zuges anerkannt. Hatte das Dorf etwa Zukunft?

Der Schulausflug

In den Zeiten, als noch kaum jemand ein Auto und auch nur wenige ein Fahrrad besaßen, verließ man sich gerne auf Schusters Rappen. Natürlich waren dadurch die Reiseziele eingeschränkt. Aber die Kinder kannten es nicht anders und die Männer hatten genug vom Marschieren in einer fremden Welt. Die Frauen waren sowieso mit der täglichen Haus- und Hofarbeit angebunden. Ein Spaziergang an einem Sonntagnachmittag war für diese das höchste der Gefühle.

Da geriet es stets zu einem besonderen Erlebnis, wenn die gesamte Schule auf Wanderschaft ging. Eines Tages hatte sich die Klassenlehrerin der drei ersten Jahrgangsstufen in Schalding etwas Aufregendes ausgedacht. Helene Kroutil, wie diese geliebte Pädagogin hieß, hatte den von Ferne lächelnden Ebersberg auf der anderen Donauseite zum Ausflugsziel erkoren. Da hieß es früh aufstehen, das Butterbrot streichen lassen und das Rucksäcklein schnüren. Es schien ein angenehmer Tag zu werden. So reichten die kurzen Lederhosen und das sportliche Hemd. Als Schuhwerk bevorzugten die meisten Sandalen. Da konnte man sogar barfuß laufen, wenn es gerade so passte.

Schon das Übersetzen mit der Fähre ließ die fröhlich schnatternde Kinderschar jauchzen und pfeifen. Wahrscheinlich war das Gefährt überladen. Aber wer kontrollierte in damaligen Zeiten die Höchstzulassung? Wer hätte die nachdrängenden Kinder stoppen können? Wer wollte nicht der erste sein, der das gegenüberliegende Ufer betreten konnte? „Dreter Schoiding“, also Schalding links der Donau, war den meisten unbekannt. Es wirkte fremd, auch wenn der Kirchturm täglich herüber grüßte.

Bald hatte die Meute das Dorf Schalding hinter sich gelassen. Sie musste gut zweihundert Meter den Berg hinauf. Da es erst 8 Uhr morgens war, passte das Lied, das jetzt geschmettert wurde, wie maßgeschneidert. „Im Frühtau zu Berge wir ziehn fallera“, war ein gern gesungenes Volkslied. Modern wie ein Schlager wirkte es nicht, doch Schlager im neuen Stil gab es kaum. Die Kinder lernten wirklich für das Leben, nicht für einen flüchtigen Schlager.

An beiden Seiten der bergwärts führenden Sandstraße erstreckten sich bewaldete Streifen. Dort holten sich die besonders Eifrigen schnell eine Tasse voller Blaubeeren. Auch Himbeeren wuchsen versteckt. Da es schon einige Tage nicht geregnet hatte, versuchte niemand die Suche von Pilzen. Das mitgebrachte Butterbrot hatte auch ohne Wurst einen köstlichen Geschmack. Auf einem umgefallenen Baumstamm zu sitzen und aus der Wehrmachts-Thermos-Kanne des Vaters Tee zu schlürfen und dabei das einzige Brot aus der Blechbüchse zu greifen, hatte nach dem bereits einstündigen Fußmarsch etwas Erquickendes an sich. Helene Kroutil freute sich über die fröhliche Kinderschar.

Dann wurden alle des mächtigen Aussichtsturms auf dem Ebersberg gewahr. 1887 hatte man ihn als Holz-Turm erbaut und etwa 40 Meter hochragen lassen. Die Witterung der Zeit war ihm allerdings deutlich anzumerken. An einen Aufstieg auf die Plattform war deshalb nicht zu denken. Um ihn herum wuchs dichter Wald. Das Märchen vom „Bösen Wolf“ machte schnell die Runde. Die Kinder versprachen sich gegenseitig Hilfe. Es schickte sich aber, dass niemand gefressen wurde, ja, dass auch niemand einen Wolf sah. Schauergeschichten gab es damals allzu viele.

Auf der nahe gelegenen Wiese tobten alle einem einzigen Ball nach. Es handelte sich um einen Lederball, dessen Schnur bei jedem Tritt weh tat. Doch man kannte es nicht anders. Weiche Gummibälle

waren gänzlich unbekannt, Tennisbälle ebenso. Als Fußballer jagte man damals wirklich dem mehr oder weniger runden Leder nach. Es hinderte niemanden, ein flottes Tor zu erzielen. Der jeweilige Jubelschrei hallte über die Wiese zum Wald hinauf.

Dann gab es da noch ein altes Wirtshaus. Die Wirtsleute hatten einen Bottich voller Suppe vorbereitet und Brezen backen lassen. Alles war von himmlischem Geschmack. Das Wandern, die frische Luft, das Spiel und die begeisternde Landschaft hatten Hunger erzeugt, hatten nach Stärkung verlangt. Die Kinder mussten ja auch noch den langen Rückmarsch schaffen. So schlugen sie kräftig zu und erreichten rechtzeitig am frühen Nachmittag den heimatlichen Ausgangspunkt des wunderbaren Schulausflugs. Einen Nachmittags-Unterricht gab es damals nicht. Deshalb mussten alle pünktlich zu Hause sein. Niemand vergaß auf Jahre hinaus die Wanderung zum Aussichtsturm auf dem sagenhaften Ebersberg. Mit genau 560 Metern ist dieser Berg ein Sonderling außerhalb des großen Bayerischen Waldes. Die Menschen lieben ihn. Der „Vorwald“, wie die gesamte Gegend genannt wird, ist zwar nicht so eindrucksvoll mit Tausendern geschmückt wie die Bergkette des Osser, Arber, Rachel, Lusen oder Dreisessel. Doch der Blick hinab ins Donautal vor Passau und hinüber zum Sauwald in Oberösterreich entschädigt allemal. Im Jahr 1955 hatte man auch begonnen, den Aussichtsturm neu zu gestalten. Heimatbewusste Leute werden ihn weiter pflegen, bis weit ins nächste Jahrtausend.

Die österreichische DDSG und Schalding

Seit zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Dampfschiffahrt Aufschwung bekam, schnaubten auch an Schalding Schiffe immer größerer Bauart vorbei. Nach dem Bau des Kachlet-Kraftwerks mit den notwendigen zwei Schleusen verlangsamten die Schiffe ab etwa dem Jahr 1930 auf der Höhe von Schalding ihre Fahrt, um gekonnt in die Schleuse hinein zu jonglieren. Es waren die Raddampfer der „Deutschen Donau-Dampf-Schiffahrts-Gesellschaft“, die müde Hup-Töne ausstießen, um die Wärter am Kachlet auf ihr Kommen aufmerksam zu machen. Das Besatzungspersonal sah am rechten Ufer zuerst das hohe Lagerhaus „Voglmeier & Söhne“ und dann die Barackenlandschaft des Flüchtlingslagers. Erst dann tauchte der zwiebelartige Kirchturm von Heining auf und schließlich der Kraftwerksbau aus roten Ziegeln.

Nach dem 2. Weltkrieg wurden die Raddampfer seltener. Auch immer weniger Diesel-Frachtkähne lenkten ihre Waren nach Österreich. Die Weiterfahrt nach Ungarn oder Jugoslawien war unterbrochen. Mit Neid musste man auf den Rhein oder auch auf den Neckar blicken, wo sich zahlreiche Einzelschiffe tummelten und auch bald nach dem Krieg wieder Passagierschiffe kreuzten. So musste man nicht viel sperren, wenn wenigstens eine wichtige Ruderregatta auf dem gestauten Strom durchgeführt wurde. Aber da war dann wieder extrem viel los. Der Bayerische Rundfunk übertrug, mobile Wurstsemmel- und Eisverkäufer liefen durch die Menschenmassen, diese jubelten ihren Ruderstars zu, besonders wenn sie den einheimischen Vereinen aus Passau oder Vilshofen angehörten. Der Passauer Ruderverein hatte ja sogar seine Bootshalle auf der Höhe von Schalding. Wieder einmal war der Ort rechts der Donau in aller Munde. Das Leben am Strom war in jenen Zeiten ein Genuss gewesen. Vom Dorf konnte man fußläufig an die Ufer gelangen und

musste nur die Bahnschranke überwinden. Gar manche Werbung wurde gemacht, in der man nicht vergessen ließ, dass die Donau mit 2.888 Kilometer der zweitlängste Strom Europas war – weit vor dem Rhein oder der Elbe.

Sommer und Winter auf der Donau

Die Menschen in Schalding hatten viele Jahrhunderte an ihrem Fluss gelebt. Sie verdankten sogar ihren Dorfnamen dem Fluss, weil „Stechruderer“ mit ihren „Schaltern“ (Ruderblättern) der Schifffahrt über manches Hindernis halfen. Als sich die Luftfahrzeuge immer stärker verbesserten und auch Wasserflugzeuge entwickelt waren, gab es einst ein großes Staunen für die Menschen an beiden Seiten der Donau. Er war ja angekündigt, der neueste Spross aus dem Hause „Dornier“, das Wasserflugzeug „DO X“. So liefen sie alle zum Fluss, als sie sein Motorengeräusch vernahmen. Bald sahen sie den Wundervogel mit den „Wasserfüßen“. Das Landen auf den Wellen schien problemlos. Aber dann stellte sich heraus, dass etwas nicht in Ordnung war und dass eine längere Reparatur fällig wurde. Die Reichspropaganda wollte nicht zugeben, dass das neueste deutsche Produkt schwächelte. Für die Dorfbevölkerung jedoch wurde das Malheur zu einer angenehmen Abwechslung.

Normalerweise war nicht jeden Winter eine dicke Eisdecke auf dem Wasser. Doch die ersten Jahre nach dem Krieg erlebten die Dorfbewohner nicht bloß eine extreme Hitzewelle, wie 1947 im ganzen hungernden Land. Sie freuten sich im Winter auch über das zugefrorene Wasser, das dem Eisstockschießen freien Lauf ließ, aber auch den Schlittschuhfahrern Freude machte oder den kleinen Pferdefuhrwerken, die von einem Ufer zum anderen strebten. Das war der angenehmere Teil des Winters. Wenn allerdings die Eisbrecher dicke Fahrrinnen zogen und auf diesen gefährliche Eisschollen trieben, kehrte Gefahr auf der Donau ein. Die Buben reizte es, von Scholle zu Scholle zu springen. Die ganz Mutigen nahmen sich sogar das andere Ufer zum Ziel. Passiert ist nie etwas,

aber das war mehr dem Schutzengel zu verdanken als der Springtüchtigkeit der Leichtsinnigen.

Besser war es schon, im Sommer mit der Fähre der Familie Springinkle den Strom zu überwinden. Gleich von der Schranke in Bahnhofsnähe aus sah man das Fähr-Häuschen, wo man mit einer Bimmel-Glocke den Fährmann rufen konnte. Die Fähre war sehr gefragt. Sie trug nicht bloß Fußgänger und Radfahrer, sondern auch Fuhrwerke und Autos. Der Strom war seit dem Kachlet-Bau und der Stauung der Donau eher behäbig, so dass keine ungute Situation entstand, wenn mal etwas zu viele Menschen auf dem Holzgefährt standen. Jedenfalls kamen die Schaldinger vom linken Ufer gerne nach Schalding rechts, um dort einzukaufen oder den Zug nach Passau zu erreichen. Erst später übernahmen Omnibus-Unternehmen den Transport auf direktem Weg, so dass die Fähre immer unrentabler wurde. Mit dem zweiten Dammbau nach der Stauung der Donau in den 1920er Jahren, dieses Mal zum Nutzen der ausgelagerten Bundesstraße, veränderte sich das Bild so stark, dass man nicht einmal vermuten konnte, wo sich ehemals die Fähranlagen befanden.

Die etwas Wohlhabenderen unter den Dorfbewohnern leisteten sich aber trotz Fähre auch eine Zille oder gar ein Paddelboot. In den Sommermonaten waren sie fleißig auf dem Wasser. War das Wetter an Sonntagen günstig, dann strebten sie der Gaißa-Mündung auf der anderen Donauseite zu. Nach gut hundert Metern tauchte die Gastwirtschaft „Gaißmühle“ auf, in der es sich trefflich essen und trinken ließ. Auf der Wiese am anderen Ufer des Donau-Nebenflusses konnte man die Decken ausbreiten und Brotzeit machen. Am Sonntag gab es auch Heidelbeer-Kuchen, „Hoaba-Datschi“ genannt, und natürlich viel Limonade. Vom edlen Wein war in den damaligen Zeiten kam jemand berauscht. Es reichte, wenn einer die Ziehharmonika oder auch nur die Mundharmonika dabei hatte. Die

Erinnerung an derartige Tage beflügelte das ansonsten einfache Leben für die kommenden Monate.



Um 1950 war die Donau oft zugefroren.

Sommer-Vergnügen „Betonbach“

Wer meint, dass früher die Dorfjugend die Donau als Schwimmteststrecke nutzte, unterliegt einem Irrtum. An die Überquerung des mehrere hundert Meter breiten Stroms wagten sich nur Erwachsene. In der heißen Jahreszeit bot vielmehr der „Betonbach“ an zwei Stellen Abfrischung. Dort fanden sich die Burschen und Mädchen ein, die etwas älteren an der oberen Stelle mit wenigen Metern Schwimm-Möglichkeit und die kleineren an der mit Betonwänden und Betonstegen eingebetteten Wassermulde weiter unten. Im Zuge des Stausee-Baus vor dem Kachlet hatte man das kleine vom Wald herab fließende Bächlein inmitten von Schalding anheben müssen und zu diesem Zweck „einbetoniert“.

Stets war es dort fröhlich zugegangen. Ein anderes Vergnügen gab es nicht. Zu Hause herumsitzen – damals ohne eigenes Kinderzimmer oder Fernsehen und Computer - wollte auch niemand. Sogar die ganz kleinen Buben aus den umliegenden Häusern wollten lachen. Einem dieser Kleinen war der Sommer-Aufenthalt aber nicht gut bekommen. Obwohl von der nicht anwesenden Mutter gewarnt, trippelte er auf einen der Beton-Stege. Wenn man ihn zum Lachen brachte, konnte er als Dreijähriger das Gleichgewicht nicht immer halten. Dieses Missgeschick passierte an einem heißen Sommerspätnachmittag 1945. Der Kleine plumpste hinab auf den Beton. Da hielten alle den Atem an und bemühten sich um den Buben. Noch schaute dieser nur verdutzt. Als man ihn aber die wenigen Meter nach Hause trug, schwoll der Kopf ganz schief an und eine tiefe Bewusstlosigkeit löste Schrecken aus. Kein Arzt im Dorf, kein Auto, geschweige denn ein Sanka. Mit Hilfe eines US-Soldaten war dann doch die Fahrt zum Maierhof-Spital in Passau möglich. Dort konnte dem Jungen niemand helfen. Aber wie durch ein Wunder

erwachte er am nächsten Tag aus der Bewusstlosigkeit. Bald durfte er auch wieder nach Hause, aber natürlich nie mehr an den Betonbach. Die ältere Jugend war gewarnt, ließ sich jedoch nicht von ihrem kleinen Vergnügen abhalten. An die Donau hinaus wollten sie auch weiter nicht. Später beseitigte man die gefährlichen Beton-Balken.

Der Korea-Krieg und Schalding

Die Dorf-Bevölkerung hatte sich daran gewöhnt, nach dem großen Krieg viele US-Amerikaner zu sehen. Diese hatten ja auch im Lager Schalding zu tun und waren auch sonst mit kleineren Kolonnen die Bundesstraße entlang gefahren. Da war es dann für die Jugend stets an der Zeit, den „Amis“ zuzuwinken und auf ein Päckchen Kaugummi oder gar Schokolade zu hoffen. Meist stellte sich der Erfolg ein. Man war jedoch auch zufrieden, wenn die Gis nicht grimmig schauten, sondern vielleicht sogar scherzten. Wenn dann ein „Neger“, so sagte man unbedarft, seine weißen Augäpfel rollte, genoss man das Erlebnis. Die Erwachsenen gaben sich selbstredend zurückhaltender. Für gar manchen blieb der fremde Soldat ein Feind. Die Nazi-Propaganda gegen das dekadente Amerika wirkte noch lange nach.

Eines Tages hieß es, irgendwo in der Welt muss etwas Besonderes passiert sein. Tatsächlich rollte eine Wagen-Kolonnie nach der anderen die Bundesstraße entlang. Auch schweres Gerät war dabei und so mancher Panzer. Die Soldaten wirkten angespannt. Bald wusste man in Schalding, dass sie auf Züge verladen wurden und dass es weit weg gehen sollte. Dann hatte es sich herumgesprochen, dass erneut ein Krieg ausgebrochen war. Die Dorfjugend verstand das nicht so recht, doch die Erwachsenen tuschelten. Eine offene Information gab es nicht. Vom Dritten Reich her war man gewohnt, lieber die Klappe zu halten. Doch dann brachte der Radio die ersten Meldungen. Im Fernen Osten, auf der koreanischen Halbinsel, waren zwar die japanischen Aggressoren zurück gedrängt worden. Doch der neue Feind hieß jetzt Sowjetunion, China oder Kommunismus ganz allgemein. 1949 hatten die „Volkskrieger“ von Mao Tse-tung gegen den Generalissimus Chiang Kai-shek gesiegt und diesen zum Rückzug auf die Insel Formosa (Taiwan) gezwungen. Im Norden Koreas hatten

die Kommunisten auch schon die Macht an sich gerissen, sie drangen weit nach Süden vor. Da wollten die US-Amerikaner nicht mehr zuschauen. Sie hatten ihre Lektion mit Europa gelernt, wo man spürte, mit der Allianz mit Stalin nicht nur Segen gebracht zu haben. Ein weiteres Vordringen kommunistischer Truppen oder Milizen wollte man nicht mehr hinnehmen. So war 1950 der Korea-Krieg ausgebrochen. Die Truppen-Verlagerung aus dem besiegten Deutschland sollte dort Unterstützung bringen. In Schalding war man sich schnell der Brisanz bewusst. Gar mancher sah den Dritten Weltkrieg ausgebrochen, der alles noch viel schlimmer machen könnte. Die ersten Jahre nach 1950 wechselten sich also mit Hoffnung, zum Beispiel durch den Katholikentag, und mit Angst ab. Das Hamstern der ersten Nachkriegsjahre nahm wieder zu.

Die stets hungrige Dorfjugend

Trotz der amerikanischen Schulspeisung war der Großteil der Dorfjugend besonders im Sommer ständig auf der Suche nach Nahrung. Da hatten es ihnen die zahlreichen Apfelbäume entlang der Straße angetan. Klettern konnte damals jeder. Manche Äste hingen aber sowieso weit herab. Mit noch grünen Äpfeln stopfte man sich die Mägen voll. Deren spätere „Schnellreinigungen“ nahm man in Kauf. Achtlos ging jedenfalls niemand an den herrenlosen Speise-Wundern vorbei.

Doch auch auf den Feldern wuchs manch schmackhaftes Gemüse. Dieses gehörte aber den Bauern. So war es nicht immer einfach, an Kohlrabi oder Tomaten zu kommen, geschweige denn an Kartoffeln. Letztere brauchte man zum Braten am Lagerfeuer, das die Buben immer wieder zusammenführte. Beim Kohlrabi-Stehlen musste man nicht selten tief geduckt in der Ackerfurche verschwinden, um den Hieben des Besitzer zu entkommen. Doch Schmackhaftes zu ergattern und zusätzlich ein Abenteuer zu erleben, war stets eines gewissen Risikos wert. Der „Supermarkt in der freien Natur“, und zwar ohne Ladenkasse, war eine feine Erfindung. Übergewichtigkeit entstand trotzdem nicht.

Eine weit legalere Art, sich eine Brotzeit zu verdienen, ergab sich im Sommer als Erntehelfer. Für das ganze Dorf hatte es nur eine einzige Dreschmaschine gegeben, und diese wurde gut eingeteilt. Da der „Kinibauer“ zu den größeren Höfen zählte, beanspruchte er das dreschende Ungetüm meist zwei oder gar drei Tage. Viele Erwachsene mussten das Getreide von den Wägen holen und in die Wanne legen, aus der dann die Dreschmaschine gefüttert wurde. Nachdem die Getreidekörner seitlich heraus quollen, kamen sie in die Säcke. Das leere Stroh aber musste entfernt und

zusammengebunden werden. Da konnten sich durchaus Buben ab dem zwölften Lebensjahr nützlich machen. Von den Erwachsenen ernstgenommen zu werden und bei den Brotzeitpausen oder beim abendlichen Abschluss-Schmaus zuzulangen zu dürfen, gehörte zu den heiß ersehnten Terminen. Den Jungen schmeckte das Wasser oder der Apfelsaft, den Älteren der Most, der reichlich floss. Eine Gewerbeaufsicht gab es noch nicht, so dass alle auf ihre Kosten kamen, auch der Bauer. Unvergesslich blieb der Kartoffelbrei oder besser gesagt der „Erapfekas“ (Erdäpfelkäse), den man sich bei dieser Gelegenheit auf das Brot schmieren durfte. Diese Erntetage schufen eine echte Dorfgemeinschaft und formten sie zu einer verschworenen Gruppe. Dass auch die Muskeln der Jungen geformt wurden, erwies sich als angenehmer Nebeneffekt. Magen und Körper freuten sich stets auf den Sommer.

Schalding bietet viele Winterfreuden

Die Lage an den Donauhängen sowie die sehr dünne Bebauung hielt der Jugend des Dorfes im Winter ein reiches Sport-Angebot frei. Da bei den damaligen Witterungsverhältnissen sogar die Bundesstraße schneebedeckt war, sah man nicht wenige Sportfreunde Furchen mit Skiern oder Schlitten auf ihr ziehen. Günstiger erwies sich aber die Schlittenfahrt auf den schmalen Wegen herab zur Bundesstraße. Geradezu alpin wurde es, wenn man den verhältnismäßig steilen Berg an der „Wirtswaid“ hoch stieg und mit schönen Schwüngen herunter wedelte. Je weiter man sich hinauf quälte und schon oben auf dem flacheren Stück lospreschte, desto mehr hatte man von der Abfahrt. Der Schneidermeister Otto Nagelmüller beispielsweise erwies sich, schmal wie er als echtes Schneiderlein war, als besonders geübter Skifahrer. Er lehrte aber auch andere, wie man Schwünge ansetzte und vor allem, wie man die Angst vor der Abfahrt verlor. Passierte es doch, dass man sich auf den Hosenboden setzen musste und vielleicht eine Naht aufging, dann war der Schneidermeister ebenfalls hilfreich zur Stelle. Andere wiederum bauten kleine Sprungschanzen aus Pappschnee, auf denen man durchaus, bei entsprechendem Anfahrtsweg, bis zu zwanzig Meter weit hüpfen konnte. Es musste also niemand weite Reisewege in Kauf nehmen, um zu Winterfreuden zu kommen. Die nicht so mondäne Dorfbevölkerung nahm es auch nicht übel, wenn die Sport-Kleidung etwas altmodisch wirkte. Das Vergnügen, stundenlang in der frischen Luft zu verweilen, kostete nichts und wirkte Wunder. Der Bärenhunger am Abend machte allerdings manchen Eltern Kummer, wenn sie nicht genug zu Hause hatten. Denn Kühlschränke oder satte Regale gab es nicht.

Der Prügelweg samt Philomena

In Schalding rechts oder genauer gesagt in Wörth mündete ein schmaler Schneisenweg, der von den Hängen herab kam und durch Holzprügel befestigt war. So hielt er im Sommer manche Sturzflut auf und im Winter die zu schnell laufenden Holzschlitten. Sein Name „Prügelweg“ hatte etwas Unheimliches an sich. Jeder verband damit etwas anderes. Weiter oben links lag der Asperreuther-Hof und noch näher am finsternen Wald der Biberecker-Hof.

Natürlich nutzte die Dorfjugend oder zumindest jene aus Wörth im Winter diese sagenhafte „Bobbahn“. Es kam keinerlei Gefährt und selten ein Hund entgegen und auch bei der Einfahrt auf die Bundesstraße in Höhe des „Klinger-Stoibers“ musste man kaum Angst vor Autos haben. Die Kunst des Abbremsens beherrschte sowieso jeder. War das ein Jubeln und Juchzen, wenn man auf den wackeligen Schlitten saß oder bäuchlings lag und abwärts sauste. Mit Beinmuskelfkraft ging es dann wieder nach oben und erneut schwungvoll auf die Winterfahrzeuge. Wenn weniger Schnee lag, rumpelte man über die Prügel hinweg. Da die Bäuche nie übervoll waren, tat das der Gesundheit keinen Abbruch.

Es wäre also alles traumhaft gewesen, wenn nicht im unteren Teil des Prügelwegs, später mit der Hausnummer 2 versehen, etwas erhöht auf dem Hügel ein verwaorlostes Haus gestanden hätte, aus Stein und Holz. Dort trieb sich Sommer wie Winter allerlei Getier herum, Katzen und Hunde, Hühner und Gänse, Ziegen oder Truthähne. Auch zahlreiche Tauben ließen es sich gutgehen. Von gepflegten Käfigen oder Ställen konnte keine Rede sein. Alle wimmelten durcheinander und hatten freien Zugang zum Wohnhaus. Dieses sah entsprechend aus. Der Kot lag nicht bloß vor, sondern auch hinter der Türe. Die Fenster waren verschimmelt, die Dachziegel verrottet. Ab und zu

humpelte ein altes Weib am Haus entlang und warf den Tieren Futter zu. Das war dann der Zeitpunkt, dass die Buben und Mädchen Angst bekamen. Sie kannten ja das Märchen von Hänsel und Gretel und der alten Hexe. In die Nähe der alten Frau wollten sie keinesfalls gelangen.

Dabei war diese arme alte Frau harmlos. Sie hatte niemanden, der ihr half. Sie hatte niemanden, der ihr Essen brachte. Sie hatte auch niemanden, der mit ihr reden wollte. Wenn sie mal zum Einkaufen gehen musste, machten alle einen Bogen um sie. Sie trug jedoch einen so interessanten, ungewohnten Namen. Philomena hatten ihre Eltern sie getauft. Im christlichen Kalender war das der Heiligename der Philomena von Rom, die Kaiser Diokletian als christliche Jungfrau enthaupten ließ. Niemand wusste genau, ob die Philomena von Schalding diesem Ideal nacheiferte, und niemand wollte sie enthaupten lassen. Aber auch die Erwachsenen ließen kein gutes Haar an ihr. Unter ihrem Kopftuch sah man nur ungewaschene, fettige Haare. An diese wagte sich kein Friseur heran, genauso wenig wie ein Zahnarzt an die wenigen Zähne. Eigentlich war Philomena eine bemitleidenswerte Kreatur, doch was fragten Kinder schon nach Mitgefühl und Hilfsbereitschaft? Im Vorbeigehen oder winterlichen Vorbeifahren verspotteten sie die arme Frau und lachten hämisch, wenn sie aus der Ferne mit dem Besen drohte. Der „Prügelweg“ verlor erst dann seine Anziehungskraft, als im oberen Teil neue Häuser errichtet und dadurch schlittenfahrende Kinder unerwünscht wurden.

Die Einöd

In Bayern gab es ungezählte Gegenden, die man als „Einöde“ bezeichnete. Auch oberhalb von Schalding, und zwar auf ehemals gräflich-neuburgischem Gebiet, fand man diesen Namen. Wie es sich gehörte, stand anfangs höchstens ein Haus dort. Später konnten es durchaus mehrere sein. Nicht bloß wegen der früheren Herrschaftsverhältnisse war diese alte Einöde „weit“ von Schalding oder Wörth entfernt.

In den Jahren nach dem 2. Weltkrieg, als die Menschen wieder vom Sammeln der Pilze, Auflesen des Reisigs und Pflücken der reichen Beerenvorräte lebten, erhielt die Einöde eine neue Bedeutung. Beim Gasthaus „Bibersbach“ begann der steil eingeschnittene Bergweg, der dann an Wiesen vorbei zur Einöde führte und noch weiter oben in Richtung Wald in die Ferne lockte. Dort oben stand ein einziger Hof, Apfelbauer genannt („Epfebauer“). Ihm gegenüber hatte ein kleineres Haus neuerdings zur Rast eingeladen und als Gasthaus gedient. Bereits am Waldsaum begannen die „Hoaba-Felder“, die Fleißige zum Heidelbeer-Brocken einluden. Ganze Eimer voll wurden Stunden später aus dem Wald heraus und mit Hilfe von Drahteseln nach Hause geschleppt. Es ließ sich trefflicher Kuchen daraus machen, Kompott, Marmelade oder sogar Suppe. Den Kindern machte das Pflücken durchaus Spaß, den Älteren aber tat der Buckel vom langen Krümmen gehörig weh.

Vom Epfebauer mit bürgerlichem Namen Voggenreiter hatte es einen Spross hinab nach Wörth verschlagen. Das mühsam, aber doch kostengünstig errichtete Holzhaus mit der (späteren) Hausnummer 81 diente bald einer Näherin als Heimstatt. Man nannte diese „Mischko Resi“, weil ihr Vater sich den Spitznamen „Mischko“ eingehandelt hatte. Ein Bruder der Resi behielt jedoch den alten

Hausnamen und wurde „der Epfebauer Hansi“ gerufen. Später stieg dieser sogar zum „Doktor der Rechte“ auf.

Arm waren sie alle, doch nicht selten ging es lustig zu, wenn die Ziehharmonika ausgepackt war und die Gäste der neuerlichen Bier-Niederlage um den Holztisch herum saßen. Bald waren die Treffen legendär, vor allem weil Sommer wie Winter etwas los war bei der Mischko Resi. Sie hatte ja auch im Kirchenchor gesungen und konnte deshalb die Gäste künstlerisch unterhalten. Armut und Fröhlichkeit hatten oft die gleichen Wurzeln. Der Huaba Fritz, die Schmied Lida und ihr Mann Leo, der Seidl Erich (genannt Nero) oder der Erber Max waren alles gesellige Typen.

Der Weg oben vom Epfebauer herab in das Donautal entwickelte sich im Lauf der Winterjahre zum wahren Schlitten-Paradies. Wer es geschafft hatte, zwei Kilometer hinauf bis ganz ans Ende seinen Schlitten zu ziehen, konnte sich über eine mehrminütige und schnelle Abfahrt freuen. Ähnlich wie beim kurzen Prügelweg kam kein Fuhrwerk entgegen, und wenn, dann konnte man immer noch schnell abbremsen. Mehr als vier oder fünf Mal erlaubte die lange Strecke keinen Nutzen. Da war die Nachmittagszeit schon wieder vorbei. Doch schöner als zu Hause bei den Schulbüchern zu sitzen, war diese Art von Sportvergnügen allemal.

Die Diensthütte

Wer es bis zum Apfelbauer geschafft hatte, der konnte den Feldweg gleich weiter gehen und auf eine schmale Sandstraße im Wald abbiegen. Diese führte hin zur „Alten Poststraße“, dem mittelalterlichen Weg von Passau nach Vilshofen. An dieser, mitten im tiefen Wald, lag die „Diensthütte“, ein Bewirtschaftungshaus mit Einkehrstube. Nach dem Krieg, als es sonst kaum Vergnügungen gab, diente diese Diensthütte im Sommer als Ausflugsziel für Groß und Klein. Es führten natürlich viele Waldstraßen zu ihr, praktisch aus allen Himmelsrichtungen. Doch als beliebteste von Schalding aus erwies sich die etwa 2,5 Kilometer lange Strecke über die Einöde.

Wunderbar klang es, wenn eine Blaskapelle den langen Weg voraus marschierte. Die dörflichen Vereine schlossen sich ihr an. Die Nicht-Organisierten wanderten genau so gerne mit, müssten aber in den letzten Reihen Platz nehmen. Die Kinder hüpfen zwischen den Bäumen herum, weil es ihnen nicht schnell genug ging. Dann kamen sie endlich an. Im Freien standen Bänke und Tische herum. Eine Holzbühne lud zum Vorführen von Tanzformationen und später von lustigen Reigen ein, besonders zum Schuhplattln. Neben der Feuerwehr hatten nämlich Trachtengruppen das Bild bereichert. Für die Jugend waren Spiele vorbereitet, unter anderem das Sackhüpfen sowie das Schubkarrenrennen. Als besonders beliebt galt das Würstlspringen. Da waren aber die Kleineren oder sonstwie zu kurz Geratenen benachteiligt. Sie erreichten die hoch hängenden Würstchen nur selten, zumal diese ihnen immer wieder vor ihrem aufgesperrten Mund weg gezogen wurden. Wenigstens die örtliche Brauerei hatte genug Bier angeliefert, so dass für alle Durstigen gesorgt wurde. Auf der Rückseite der Diensthütte erstreckte sich eine abschüssige Wiese, auf der einige Kühe weideten und auch Rehe

gepflegt wurden. Deshalb freuten sich auch Schulklassen, wenn der fällige Wandertag den Weg zur Diensthütte wies. Natürlich gehörte dieses Ausflugsziel nicht bloß den Schaldingern. Leute aus der nahen Stadt verirrten sich dorthin. Seestetten und Sandbach waren ebenso gut angebunden. So traf sich das einfache Volk und hatte viele Jahre seine helle Freude an manchem Sommertag. Mit der Motorisierung und Veränderung der Lebensgewohnheiten traf es auch die Diensthütte. Sie verfiel und verschwand. Die Erinnerung an manche Romanze musste andernorts gepflegt werden.

Ausflugsziel Rittsteig

Rittsteig hoch über dem Donautal kannte in Schalding jeder, zumindest vom Namen her. Dafür sorgte schon die herrschaftliche Familie des bekannten Arztes und Schriftstellers Hans Carossa, welcher dort 1956 verstorben war. Dafür sorgten auch die „Hefefabrik Wieninger“ und das Arbeit und Brot spendende Tonziegelwerk. Zu Fuß lag der Ort natürlich etwas weit entfernt, so etwa zwei bis drei Kilometer. Für einen Ausflug eignete sich Rittsteig aber immer, zumal es dort ein Wirtshaus mit Kegelbahn gab.

Die Verbindungsstraße nach Schalding herab endete bei Hof, dem kleinen Dorf zwischen Schalding und Heining. Sie war eigentlich ein Feldweg, der aber vermehrt für Fuhrwerke und Fahrzeuge genutzt und deshalb verbreitert wurde. Sehr früh besaß die herrschaftliche Familie motorisierte Wagen. Die Schaldinger Dorfkinder aber freuten sich im Winter, wenn sie die lange und bergab führende Straße zu einer zünftigen Schlittenfahrt nutzen konnten. Ganz pfiffige schafften es allerdings auch im Sommer, Rittsteig zum „Muss“ zu machen. Sie verdienten sich als Kegelbuben einige Zehnerl und verwandelten damit einen Sonntag zu einem Festtag.

Die Technisierung brachte es anfangs der 1950er Jahre mit sich, dass die Hefe- und Melasse-Ladungen, die von Rittsteig mit Lastwagen zum Bahnhof Schalding verbracht und dort auf Züge umgestapelt wurden, direkt verfrachtet werden konnten. Dafür gab es ein seltsames Ungetüm, den „Schi-Schtra-Zug“. Was zunächst auf der Straße fuhr, wurde in Schalding direkt auf die Schienen geschoben. Man sparte sich also das Umladen. Diesen „Schienen-Straßen-Zug“ begann man sogar serienmäßig zu nutzen, bis dann seine Schwerfälligkeit auch wieder nichts taugte und er in den Strudeln höherwertiger Technik verschwand. Das große Lagerhaus am

Bahnhof von Schalding zwischen Bahngleisen und Fußballplatz verlor seine Bedeutung nicht so schnell. Weil jedoch immer mehr Privatleute die Verbindungsstraße Rittsteig-Hof, also den Hofingerweg, nutzen wollten, deklarierten die eigentlichen Eigentümer diese zur echten Privat-Straße. Holzschranken mit nur durch Schlüssel zu öffnenden Schlössern machten der Fremdnutzung ein schnelles Ende. Der obere Teil aber bekam später den Namen „Carossa-Straße“.

Neujahrswünsche

Im Dorf war es früher und heute der Brauch, den Nachbarn zum Neuen Jahr alles Gute zu wünschen. Am angenehmsten fielen die Wünsche aus, wenn sie von einer kleinen Blaskapelle begleitet waren. Schalding hatte das Glück, mit der Kapelle Hausner und ihrem Anführer, dem „Schmuzer Martl“, über eine eigene Formation zu verfügen. Hörte die Dorfjugend deren Klänge von weitem, war sie nicht mehr zu Hause zu halten. Von Anwesen zu Anwesen pilgerten die Buben und einige Mädchen mit und freuten sich über abwechselnde Weisen. Die Musiker bekamen nicht selten Tee und Kuchen, auch kräftigen Schnaps, der bei der winterlichen Kälte gut tat. Die jungen Begleiter aber konnten manches Mal ebenfalls ein Zehnerl ergattern, wenn die musikalisch Beglückten extra großzügig waren. Das Neujahrswünschen zog sich über Tage hinweg. So waren die Weihnachtsferien nie langweilig. Die Eltern zu Hause waren ebenfalls entlastet. Sie brauchten keine Angst über einen unpassenden Zeitvertreib ihrer Sprösslinge zu haben.

Natürlich blieb es für die Jugend ein Geheimnis, wie viele Mark die Blaskapelle erwirtschaften konnte. Den Wunsch, selbst ein Instrument zu erlernen, beflügelte jedenfalls diese Art von Nachbarschaftshilfe. Direkte Berufsmusiker gab es in Schalding nicht. Jeder ging einem anderen Broterwerb nach und füllte nur die knappe Freizeit mit der Musik aus. Ob sie daheim bei den Familien fehlten, war nie ein Thema. Die Freude an der musikalischen Unterhaltung anderer Menschen war wichtiger als das Sitzen in kleinen Wohnungen. Lange vor den Ministranten als Drei-Königs-Gratulanten waren die Neujahrsbläser heiß ersehnte Gäste. Sie kündeten vom neuen Jahr, das in damaligen Zeiten nur besser werden konnte als das alte.

Der Heilige Nikolaus

In jenen Zeiten, als es nur wenige Dorfbräuche gab, freute sich auch jeder über den Besuch des Heiligen Nikolaus am 5. Dezember. Besser gesagt, es freute sich fast jeder. Denn die Buben hatten nicht selten eine Heidenangst vor dem mit fünf oder sieben Krampussen ankommenden Bischof. Da konnte dieser noch so gütig reden. Der Knecht Ruprecht beziehungsweise der Krampuss sah so furchterregend aus, dass selbst Hartgesottene das Herz in die Hose rutschte. Besonders die rote und tief hängende Zunge der schwarzen Ungeheuer flößte Schrecken ein.

So ergab es sich einst, dass ein angehender Schullehrer aus Schalding die zwei Buben eines Eisenbahner-Ehepaares in deren kleinen Wohnung beim „Klinger-Stoiber“ mit Hilfe der Krampusse, darunter einem der Gefürchtetsten, nämlich dem „Straubinger“, kräftig in die Zange nahm. Ihm war zu Ohren gekommen, dass der jüngere der beiden partout das „K“ nicht aussprechen wollte oder konnte. Sogar bei seinem eigenen Vornamen blieb dieser hängen. Aus dem „K“ wurde regelmäßig ein „D“, auch beim schlimmen Fluch „Dreiszadrament“. Das wollte der Heilige Bischof nicht hinnehmen. Er schaute den Knirps aus seinem weißen Bart heraus und hinter der Goldrandbrille hervor so grimmig an, dass es des Gerassels der Ketten und des Wedelns der Ruten nicht mehr bedurft hätte. Plötzlich sprach der Kleine ein lupenreines „K“. Tatsächlich, das war die Vorstufe zu einer späteren Redner-Karriere – und auch der Heilige brachte es noch bis zum Stadtoberhaupt.

Der Klinger-Stoiber

In Wörth besaß ein Eisenbahner-Ehepaar ein größeres Haus, das mehreren Familien als Mietwohnung diente. Im Erdgeschoss wohnte der Besitzer selbst mit seiner eigenen Familie, im sonstigen Haus und im Nebengebäude hatten sich auf engstem Raum vier weitere Familien eingemietet. Der Vermieter war der Stoiber Georg und weil er in das Klinger-Haus eingehiratet hatte, wurde er zum „Klinger-Stoiber“, im Gegensatz zu anderen Stoiber-Familien im Dorf. Das Ehepaar hatte zwei recht hübsche Töchter, wobei die ältere schon bald verheiratet war. Die jüngere aber blieb begehrt.

Woher es kam, weiß niemand, doch auch in den anderen Familien lebten recht hübsche Mädchen oder junge Frauen. Das war bei der Familie Völkl so und auch bei der Flüchtlingsfamilie Weindich. Es ergab sich einst, dass man in der Schule ein Theaterstück einstudierte und dass die jüngere der Weindich-Töchter das Schneewittchen zu spielen hatte. Sie sah in dieser Rolle hinreißend aus. Sie besaß auch eine gepflegte Sprache und verwöhnte noch mehr durch ihren Liebreiz. Dann aber lag dieses wunderbare Geschöpf tot in einem Glas-Sarg. Die Buben waren völlig geknickt und hätten alles gegeben, die Prinzessin wieder lebendig zu machen. Doch da fiel der Vorhang. Wenigstens die Nachbarn beim Klinger-Stoiber aber sahen bald die Verblichene quicklebendig herumspringen.

Wie es sich bei einem Mietshaus gehörte, war auch der wöchentliche Washtag in der neu hinzu gebauten Waschküche genau geregelt. Wer diesen versäumte, musste zwei Wochen warten, bis er wieder zum Zuge kam. Ein solcher Washtag entwickelte sich jedes Mal zur Tortur für die Frauen. Moderne Waschmittel gab es nicht und auch das Trocknen auf der Wäscheleine ging nicht bloß bei Regenwetter schief. Das benötigte Wasser musste die Waschfrau aus dem nahen

Brunnen besorgen, also eimerweise heranschleppen. Wenigstens das Abwasser floss zügig in eine Rinne und von da in den nahen Bach, der zur Donau führte. Nicht jede Frau hatte stets ihren besten Tag. So geschah es auch, dass keine Zeit zum Kochen und Versorgen der Kinder blieb. Diese mussten sich, beispielsweise an Freitagen, anderweitig umsehen, sei es durch den Erwerb einer trockenen Semmel oder durch den Verzehr von Äpfeln. Einer der Buben schlich an so einem Tag öfter am Haus des Schmieds von Schalding vorbei, seinem Großonkel. Er wusste dort die jüngste Tochter beim Kochen. Der von ihr gefertigte Grieß-Schmarrn fiel jedes Mal exzellent aus. Der Bub musste allerdings warten, ob etwas von diesem übrig blieb. Meist hatte er Glück und vergaß deshalb auch Jahrzehnte später nie, wem er dieses Glück zu verdanken hatte.

Eine andere Besonderheit wies das Anwesen beim „Klinger-Stoiber“ natürlich auch auf. Kein Raum verfügte über fließend Wasser oder über eine Abwasseranlage. Auch eine Toilette gab es nicht. Draußen im Hof stand der „Abort“, der hier wenigstens steingemauert und nicht windschief war. Die etwa zwanzig Benutzer hatten es aber manchmal sehr eilig, zum Zuge zu kommen. Zeitungspapier brachten sie mit, das Plumpsklo verließen sie nur zu gerne schnell wieder. In den Sommermonaten wurden sie nicht fertig, die Zahl der Fliegen zu ermitteln. Aber dummerweise sahen die Buben auch den Mädchen zu, nein, nicht durch die Schlitze, aber doch auf dem Weg zum Häuschen. Das war eine eigene Art von intimer Nähe, für die der „Klinger-Stoiber“ gesorgt hatte.

Wettrennen mit dem Zug

Wenn wir schon beim „Klinger-Stoiber“ sind: das Haus mit großem Garten stand nahe der Eisenbahn. Vor allem das Signal für die Einfahrt der Züge in den Bahnhof Schalding befand sich gut sichtbar jenseits des Gartens. Das war für manche Buben, die bereits zur Schule nach Passau fuhren, jeden Morgen zum kitzligen Sportvergnügen geworden. Gerade noch schluckten sie am Tee. Dann sprangen sie auf, wenn sie den Signal-Arm hochschnellen sahen. Schultasche gepackt und ab ging die Post. Es war immerhin eine Strecke von gut 600 Metern, die jetzt bewältigt werden musste, bevor der kurze, mit einer Dampflokomotive der Baureihe 64 oder 86 gezogene Personenzug den Bahnhof erreichte. Nicht immer ging das glatt. Meist musste man am Bahnhofsende die Schranke überwinden und den Bahnsteig entlang flitzen oder man musste sogar auf den bereits abfahrenden Zug aufspringen. Das schaffte man damals, weil die Waggon Treppen mit Eisengitter aufwiesen, an denen man sich hochziehen konnte. Trotzdem bedurfte es einer gewissen Sportlichkeit, um bei Wind und Wetter erfolgreich zu bleiben. Die Schaffner zeigten nicht immer Verständnis. Denn die frechen Burschen waren auch ohne die damals übliche Fahrkartenkontrolle an Bord gekommen. Wenn ihnen das Treiben gar zu bunt vorkam, kassierten sie die Monatskarte und informierten den Vater. Da hörte es schnell mit der Sportlichkeit auf. Doch passiert war nie etwas.

Blutzoll auf der Bundesstraße

So wichtig sie für Schalding war und so zentral sie das Dorf gemacht hatte, so schrecklich nahm sie sich auch zurück, was sie für sich forderte. Die Bundesstraße 8 entwickelte sich nach dem 2. Weltkrieg, als die Fahrzeugdichte zunahm, zum gefräßigen Ungetüm, und zwar besonders bei Kindern. Da gab es zum Beispiel anlässlich eines schönen Fasching-Festzugs mitten im Ort den Tod des kleinen Buben Glucknarski. Ein Lastwagen hatte langsam den lustigen Zug überholt, doch der neugierige Bub sprang fröhlich durch die Reihen und dabei im unglücklichsten Moment aus den Reihen heraus. Ein Reifen rollte über seinen Bauch. Helfer trugen den Buben noch schnell in ein Haus, doch sie konnten nichts ausrichten. Das Fest war in Unkenntnis der Geschehnisse zunächst fortgesetzt worden.

Im neuen Friedhof von Schalding gab es am 4. Juli 1958 noch vor der offiziellen Einweihung der Expositur-Kirche die Beerdigung des Erstklässlers Fredl Leimpeck. Schon einige Zeit vorher war auch die Eisenbahner-Familie Kocher nach einem Unfall mit dem Verlust eines kleinen Kindes betroffen. Ende Oktober 1955 wiederum überholte auf der Höhe des damaligen Kolonialwarenladens Striedl in Wörth ein Motorradfahrer so riskant einen Lastwagen, dass er von einem entgegen kommenden Tanklastzug eingequetscht und dann tödlich überrollt wurde. Es hatte sich um einen Landwirt aus Steinhügl gehandelt, der – wie es hieß – gerade vom „Gänse-Verstellen“ kam und schnell nach Hause wollte. Draußen an der Schranke kurz vor der „Löwenwand“, als die Schrankenwärter-Familie Schuster die Stellung hielt, hatte ein vorbei rauschender Zug ebenfalls sein Straßenopfer geholt. Noch weiter in Richtung Seestetten rutschten immer wieder Autos in die Donau. Der schwerwiegendste Unfall passierte mit einem US-Fahrzeug, das mitsamt vier Soldaten in der Donau

verschwand. Aus dieser Sicht konnten die Schaldinger froh sein, dass seit der Verlegung der Bundesstraße an die Donau sich im Ort selbst nichts Dramatisches mehr ereignete. Die „Löwenwand“ allerdings erwies sich auch in späteren Jahrzehnten noch als unheimliche Todesstrecke.

Der „Lux“



Treuherziger hatte noch nie ein Hund geschaut. Er war kein richtiger Dorfköter, aber auch kein reinrassiges Edel-Exemplar. Er war eine nicht sonderlich gelungene Mischung aus Schäferhund und Dackel, zumindest vom Erscheinungsbild her. Doch er ließ sich von jedem streicheln und blickte dankbar zurück. Vor allem aber war er der tägliche treue Begleiter des betagten Schmieds von Schalding, wenn dieser seine Enkelin und deren zwei Söhne in Wörth besuchte.

Fast konnte man die Uhr nach den beiden stellen. Der Austrags-Schmied, welcher nach einem Böller-Unfall eine Hand verloren hatte,

begab sich jeden Vormittag auf den vierhundert Meter langen Fußmarsch. Ehrfürchtig wurde er von allen begrüßt, besonders als er den 80. Geburtstag schon hinter sich hatte. In den „Blutjahren“ der zwei Weltkriege gab es nicht viele Männer, die das biblische Alter von 87 Jahren erreichten. So wirkte der hagere Schmied noch entrückter. Sein Hund mit dem Namen „Lux“ trippelte stets einige Meter voraus und meldete somit den Besuch seines Herrn pflichtgemäß an. Lux ist ein lateinisches Wort und heißt „Licht“. Man muss natürlich nicht so weit gehen, dass dieser Lux eine Lichtgestalt gewesen wäre. Doch seinem Herrn wies er den Weg und bei dessen Ur-Enkeln verbreitete er, wenn schon nicht Licht, dann zumindest Freude.

Umso trauriger waren diese, als ihr Lux einst unter die Räder eines Autos geriet. Ja, auch er wurde ein Opfer der Bundesstraße. Doch es hatte ihn nicht tödlich getroffen. Sein geschundener Kopf erholte sich bald wieder. Seine Lektion aber hatte er fortan gelernt. Nie mehr kam er einem Auto auch nur in die Nähe. Außerdem hatte er das Glück, kurz vor seinem Herrn das Zeitliche gesegnet zu haben. Wer sonst hätte sich um die arme Kreatur gekümmert?

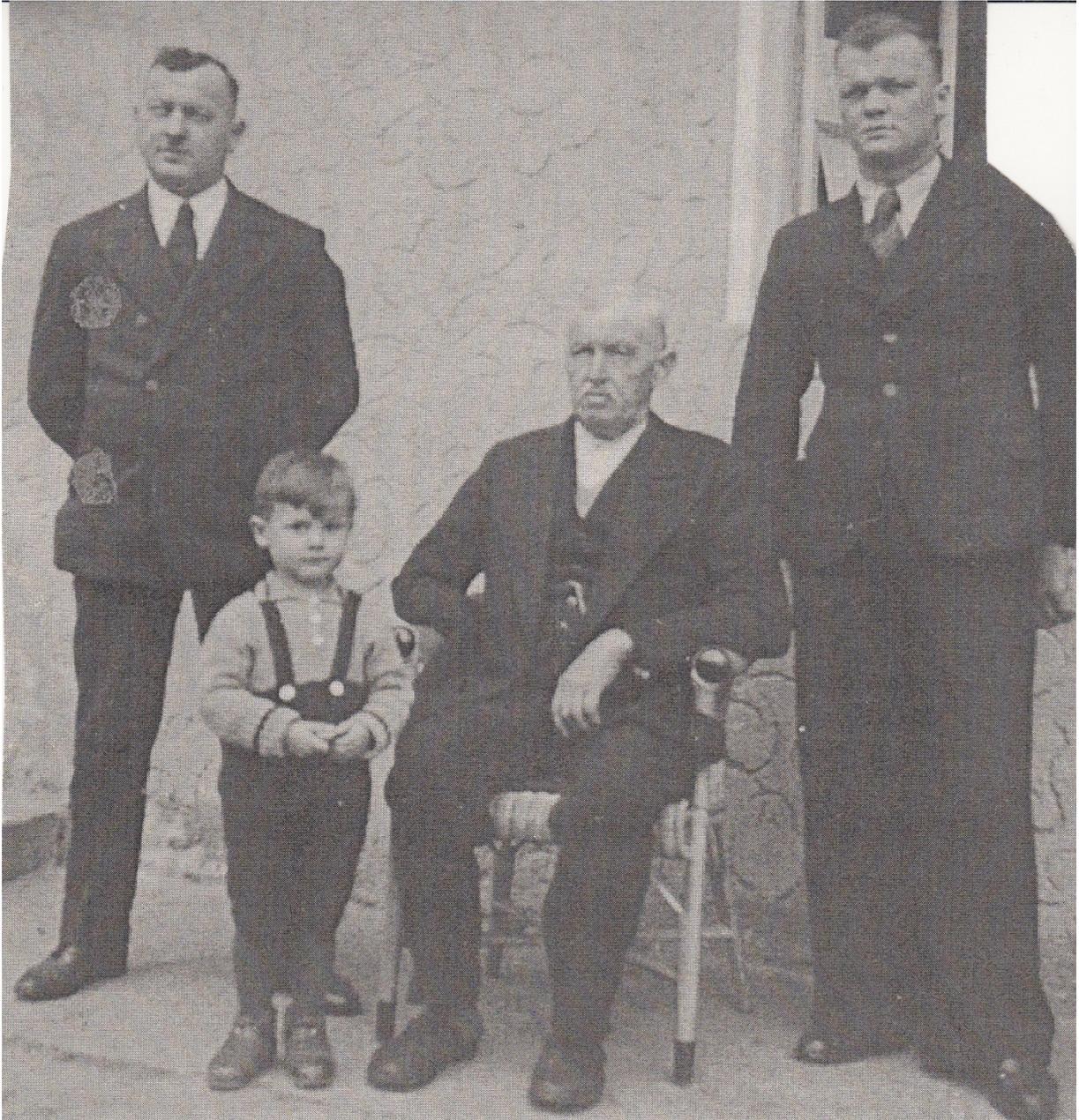
Eine dörfliche Beerdigung

Als dieser Alt-Schmiedemeister Georg Karlstetter, genannt der „Schmied-Hansgirgl“, am 5. Juli 1955 verstorben war, hatte er nicht bloß auf ein langes, sondern auch auf ein von Krankheiten verschontes Leben zurück blicken können. Auf dem Sterbebild hatte es deshalb geheißen: „schnell und unerwartet, versehen mit den heiligen Sterbesakramenten“. Mit solchen Sätzen wurde man damals aus dieser Welt hinaus getröstet. Weiter hieß es auf dem Sterbebild: „Zum frommen Andenken im Gebete an den ehrengedachten Herrn“. Ja, der Vater des aktuellen Schmieds von Schalding gleichen Namens trug den Titel „Ehrenmitglied der Schmiedeinnung“, er war langjähriges Mitglied der 1920 gegründeten Freiwilligen Feuerwehr Schalding, mehr als fünfzig Jahre Mitglied des Veteranenvereins Heining und Gründungsmitglied der Schützengesellschaft Schalding. Kein Wunder, dass es in der Zeitung hieß, dass „eine große Menschenmenge“ seinem Sarge folgte. Dieser Sarg war in einem Lafetten-Wagen aufgebahrt und von Pferden durch das Dorf gezogen worden. Als einer der ersten Schaldinger sollte der Alt-Schmied nicht mehr auf dem Friedhof in Heining, sondern auf dem vor einem knappen Jahr geweihten Friedhof von Schalding die letzte Ruhe finden. Dabei hatte der aus Ortenburg angereiste Pfarrer in seinem Nachruf „das Leben dieses frommen Mannes“ gewürdigt. Er sei bis ins hohe Alter hinein bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit zu Fuß nach Heining gegangen, „um dem sonntäglichen Gottesdienst beizuwohnen“. Er habe auch bereits 1926 die Ehrenurkunde für 35-jährige Mitgliedschaft beim Katholischen Arbeiterverein erhalten.

Als dem Verstorbenen sechzehn Jahre später der Sohn folgte, „nach kurzer schwerer Krankheit“, las man in der Zeitung Ähnliches. „Er war nicht nur im Ortsteil Schalding beliebt, sondern weit über die

Grenzen der Gemeinde Heining hinaus“, hatte es da geheißen. „Seine handwerkliche Tätigkeit fand überall Lob und Anerkennung. Der Verstorbene war viele Jahre Vorsitzender der Prüfungskommission für das Schmiedehandwerk.“ So war er 1950 ebenfalls zum Ehrenmitglied der Schmiedeinung ernannt worden. Wie der Vater war er in seinen Heimat-Vereinen aktiv, als Mitbegründer der Freiwilligen Feuerwehr, als Ehren-Schützenmeister bei den „Löwenschützen“ und als kameradschaftliches Mitglied des Soldaten- und Kriegervereins Heining. „Die Trauerfeier endete mit dem Lied „Vom guten Kameraden“, gespielt von der Blaskapelle Schalding“, bildete den Abschluss der ehrenden Zeilen. Es war dieses Mal aber Pfarrer Krammer aus Heining, der die Beerdigungsfeier zelebrierte.

Beerdigungen in einem bayerischen Dorf erwiesen sich immer als großes und familiäres Abschied nehmen. Meist war der Leichnam zum letzten Gebet aufgebahrt. Der Tod gehörte zum Leben jedes Einzelnen. Auch die Fahrt durch das Dorf blieb eine öffentliche Angelegenheit. Nicht lange nach dem feierlichen Requiem in Kirche und Friedhof spielte die Blaskapelle auf. Man saß im Dorfwirtshaus zusammen, redete gut über den Verstorbenen und freute sich über die Verwandtschaft und Nachbarschaft. Ob diese Gefühle der Vertrautheit anhielten, fiel allerdings von Beerdigung zu Beerdigung unterschiedlich aus. Anonyme Bestattungen kamen niemandem in den Sinn. Man hatte so lange zusammen gelebt, dass man auch im Tod zusammen sein konnte. Erst nach einigen Tagen kehrte dann der Alltag wieder ein.



Drei Schmiede-Generationen (Karlstetter)

Der Fußmarsch zur Pfarrkirche nach Heining

Was für den alten Schmied von Schalding galt, wurde auch – bis 1954 – von den Jungen praktiziert. Sie gingen zu Fuß nach Heining, wenn es sich um pfarrliche Angelegenheiten drehte. In der Lagerkirche hatte man ja hauptsächlich nur den Sonntagsgottesdienst gefeiert. Die Erstkommunion aber oder das kirchliche Trauerbegräbnis fand in Heining statt. Das waren dann erfreuliche körperliche Anstrengungen, wenn man etwa drei Kilometer zurückzulegen hatte und topfit die Herausforderungen in Heining bewältigen sollte. Das galt nämlich nicht nur für den festlichen Tag selbst, sondern auch für die zahlreichen Vorbereitungsgespräche und für die nötigen Beicht-Sitzungen. Pfarrer Eduard Poschinger (1926-1956) nahm alles stets sehr genau.

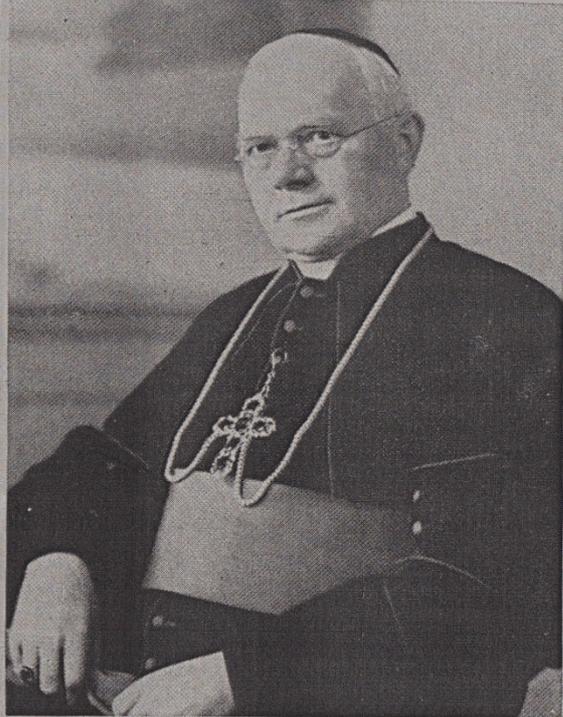
Der „Weiße Sonntag“ war dann geprägt von Aufregung. Diese begann schon beim Anlegen des üblichen Kommunion-Anzugs. Die Bäume waren um den „Weißen Sonntag“ herum immer noch kahl und deuteten auf eine kühle Witterung. Einen richtigen Anzug gab es um 1950 herum nicht. Die Buben trugen kurze Hosen, aber lange Strümpfe. Das Oberteil hatte den Charakter eines Blouzons. Aus ihm quoll der weiße Kragen heraus. Natürlich trugen die Erstkommunionkinder auch weiße Handschuhe, damit die etwa fünfzig Zentimeter hohe Kerze würdevoll getragen werden konnte. Die ganze Familie kam zusammen, weil dieser Tag nach katholischem Brauch zum ersten Höhepunkt eines jungen Lebens gehörte. Alles war feierlich geschmückt, zunächst das Haus, in dem die Mietwohnung lag, dann natürlich die Pfarrkirche und das Häuser-Ensemble um das Gotteshaus herum. Auch das Gasthaus in Heining, der Auer, der Silbereisen oder der Huber, hatten sich herausgeputzt. Am Nachmittag, nachdem man wieder nach Schalding zurück

marschiert war, wurde im kleineren Kreis Kuchen serviert, bevor man sich noch zum gemeinsamen Gruppenfoto aufstellte. Das Erstkommunionkind alleine, zusammen mit den Eltern und dann mit allen noch verbliebenen Gästen schmückten die später entwickelten Bilder.

Auch die Vorbereitung zur großen Firmung erforderte die Anwesenheit in der Pfarrkirche. Mit ihr verlief alles noch aufregender. Erstens musste man einen honorigen Firmpaten suchen und zweitens zur zentralen Feier in den Hohen Dom zu Passau anreisen. Die Buben waren von Gerüchten geschockt, dass sie die kräftigen Ketten vor dem Dom auseinander beißen müssten, um in das Innere des wuchtigen Gotteshauses zu gelangen. Auch hielt sich die Rede, dass der Hochwürdigste Herr Bischof eine „Watschn“ austeilten würde, weil diese den Kern der Firmung ausmache. „Firm“ sein hänge ja mit „stark“ sein zusammen, hieß es, und das werde man eben nur durch Stählung. So waren die Firmlinge angenehm überrascht, dass Bischof Simon Konrad Landersdorfer ein gütiger älterer Herr war, der keineswegs zur Züchtigung neigte. Gern nahm man deshalb von ihm den bestätigenden Firmungs-Schein entgegen, der ein für allemal festhielt, dass man im Glauben fest zur Katholischen Kirche stehe. Vergessen konnte man den Ehrentag sowieso nicht, weil es zum Brauch gehörte, vom Firmpaten eine Uhr geschenkt zu erhalten und zu einem Nachmittagsausflug eingeladen zu werden. Da bot sich von Passau aus die Fahrt mit dem Schifflin den Inn aufwärts bis zur Neuburg an – das war schon sensationell. Tatsächlich, einen solchen Tag vergaß man nie.

Wenn also in den zurückliegenden Zeilen über die kirchlichen Festtage in Heining die Rede war, dann sollen auch die persönlichen Trauertage nicht übersehen sein, die den Fußmarsch von Schalding nach Heining nötig machten. Das war einerseits ein Beerdigungszug und das war andererseits der Festtag Allerheiligen, der alle

Angehörigen zur Grabweihe in den Friedhof zwischen der Bundesstraße und der Bahnlinie rief. Die Einwohner von Schalding waren Jahrhunderte lang auf dem Friedhof von Heining bestattet worden und pflegten dort ihre Familiengräber. Das galt auch für die Familie der Schmiede von Schalding, bevor ab 1955 die Beerdigung auf dem geweihten Friedhof am Asperreuther Weg möglich wurde. Durch eine sogenannte Umbettung der Gebeine der früher Verstorbenen wurde die Auflösung des Familiengrabs in Heining und die völlige Konzentration auf das Kirchenleben in Schalding möglich. Die Abnabelung von der Mutterkirche war auch auf diese Weise vollzogen.



SIMON KONRAD OSB
BISCHOF VON PASSAU

hat am 17. Juni 19 51
in der Don-Kirche
zu Passau
an
das heil. Sakrament der Firmung gespendet.
Firmname ist:
Dies bestätigt: Karl Mutschale
Pfarrer
Kooperativ

+ Simon Konrad B. L. O.
Bischof von Passau.

Das Räuber- und Gendarm-Spiel

Die Muhlert-Buben, welche durch den Krieg aus dem fernen Hamburg evakuiert und in Schalding einige Jahre sesshaft geworden waren, taten sich durch ihr Organisationstalent und ihre Begeisterungsfähigkeit hervor. Der jüngste, der „Bimbo“ gerufene Georg Muhlert, entwickelte sich zum guten Kameraden und Radfahrfreund. Der älteste aber übertrug seine im Dritten Reich geübten Talente auf die Dorfjugend, indem er dieser das „Räuber- und Gendarm-Spiel“ beibrachte. Das lief jedes Mal unheimlich spannend ab.

Abgesteckt wurde ein riesiges Gebiet. Als östliche Grenze galt der Edlsiess in Reuth, als westliche die Löwenwand bis zum Streckenwärter-Häuschen in der B 8-Kurve, als nördliche selbstverständlich die Donau und als südliche ein großes Stück Wald, also vom Biberecker bis zur Alten Poststraße. Innerhalb dieses Gebiets konnte man sich hinter dem Gebüsch verstecken, auf Bäume klettern, sich in Bachüberhänge ducken oder in Heu- und Strohhaufen verschwinden. An der Löwenwand gab es eine echte Höhle, die man von unten her nicht einsah. Sie von oben herab zu erreichen, war nicht ungefährlich. Als Versteck war sie jedoch großartig.

Die Anführer stellten stets zwei etwa gleich große Gruppen zusammen. Die einen waren die Angreifer, die aufspüren und festnehmen mussten, die anderen waren die Gejagten. Letztere bekamen einen gewissen Vorsprung und waren bald im Wald verschwunden. Da diese Waldgegend von zahlreichen kleinen Bächlein und abschüssigen Hängen geprägt war, erzielten besonders wendige Burschen einen beruhigenden Vorsprung. Sie konnten sich derart „unsichtbar“ machen, dass es Stunden dauerte, bis sie von den

Angreifern gewittert wurden. Doch auch wenn einer der Gejagten gesichtet war, hieß das noch lange nicht, dass man seiner habhaft wurde. Er konnte auch Rückendeckung seiner Kameraden bekommen, so dass die Festnahme und Ausschaltung praktisch unmöglich war. Jedenfalls lief man, sprang man, versteckte sich und kämpfte man bis buchstäblich zum Umfallen. Neben dem Fußballspiel war das sommerliche Räuber- und Gendarm-Spiel eine atemberaubend schöne und zeitraubend gefährliche Beschäftigung. Für die Bewältigung von Hausaufgaben oder häuslicher Familienunterstützung blieb da natürlich kein Spielraum. Misstrauische Eltern gab es genug. Doch den Buben blieb alles bestens in Erinnerung. Sie fühlten sich gestählt, und zwar an Leib und Seele.



Dorfbuben mit Fahrtenmesse

Der Haubold Fred

Neben dem Stimmer Martin, welcher im Winter stets barfuß laufen musste, tat den Klassenkameraden ein weiterer Schüler aufrichtig leid, wenn auch aus anderen Gründen. Das hing alles mit dessen elterlichem Wohnhaus zusammen. Dazu muss man wissen, dass bis zur Elektrifizierung der Bahnstrecke, die im Jahr 1959 abgeschlossen war, an der Löwenwand eine kleine Siedlung lag. Genau gegenüber von Gaishofen erstreckten sich vier oder fünf Häuser, die man nur durch Überqueren der Gleise erreichte. Zu diesem Zweck hatte man eine kleine Aufschüttung zwischen Bundesstraße und Bahngleis durchgeführt. Hatte man die Gleise überschritten, konnte man sich nur wundern, wie viel Platz am vor langen Jahrtausenden geschaffenen Donauabhang zum Wohnen und Bewirtschaften vorhanden war. In einem der Häuser war der Haubold Fred aufgewachsen und Spielgefährte von vielen Kindern geworden. Denn selbstverständlich hatten so weit außerhalb des bewohnten Dorfes nur kinderreiche Familien gewohnt.

Dieser Klassenkamerad musste also tagaus, tagein einen gut zwei Kilometer langen Fußmarsch hinter sich bringen, um in die Schule zu gelangen. Die Bundesstraße an der Löwenwand war extrem gefährlich. Besonders im Winter rutschten die Autos gern und rissen einen möglichen Fußgänger mit sich. Der Haubold Fred lernte also von klein auf, mit außergewöhnlichen Gefahren umzugehen. Für das Räuber- und Gendarm-Spiel der Dorfjugend hatte er natürlich keine Zeit. Doch zum Fußballspiel blieb er gerne. Wann er sein erstes Fahrrad bekam? Das wusste eigentlich niemand. Gegönnt hat es ihm jedoch jeder. Wenn die einen sich noch im Bett räkelten, stapfte der Haubold Fred schon längst zu Hause los. Denn ein zuverlässiger Schüler und Kamerad wollte auch er sein.

Die erste Zigarette

Am oberen Ende des Asperreuther-Wegs lag der Bauernhof der Familie Ammer. Er stand beherrschend über Schalding und kündete von bedeutendem Bauerntum. In den schlechten Jahren nach dem Krieg gab es dort Milch zu kaufen oder auch manches Gemüse zu holen. An einer nahen Eiche sammelten die Dorfbuben die abgefallenen Eicheln auf, um sie den Säuen zum Fraß vorzuwerfen. Daran hatte besonders der jüngere Ammer seine Freude. Der Bauer selbst, der Ammer Sepp, sah mit seinem tiefschwarzen Haar wie ein Herr aus, der etwas unnahbar wirkte. Er konnte aber durchaus gütig-streng schauen, wenn er die Hungersnöte der Buben beobachtete. Dann trauten sich diese näher in den Hof hinein.

Sein Sohn, der „Ammer Beppi“, zeigte stets ein verschmitzt-lustiges Gesicht, obwohl auch er tiefschwarze Haare besaß. Mit ihm konnte man scherzen, von ihm bekam man auch ein Stück Brot und manchmal sogar Wurst. Das machte er aber, wohl wegen seines Vaters, immer etwas verstohlen. Deshalb lockte er die Buben in den nahen Stall und trieb dort seine Fütter-Späßchen. Die zwölf- bis fünfzehnjährigen Buben suchten gern die Nähe zum jungen Bauern, auch weil sie sich ernstgenommen fühlten. Einer von ihnen blieb dem „Ammer Beppi“ sogar ein Leben lang dankbar. Denn einst hatte den Jungbauern der Schalk so weit getrieben, dass er den Buben Zigarettenpapier und Tabak anbot. Er zeigte ihnen, wie man sich einen Glimmstengel drehte und gab dann persönlich Feuer. Natürlich wurde ständig durch die Fenster gelugt, ob niemand daher kam. Die Prozedur dauerte naturgemäß eine gewisse Zeit, weil nicht jeder im Drehen gut geübt war. Wer aber sein Verführungs-Stück schon fertig hatte, zog mehrfach an ihm. Der später so dankbare Bub verspürte bereits nach wenigen kurzen Zügen ein unheimliches Elend. Ihm

wurde ganz anders. Fast wie beim Ketten-Karussell, das er auch nicht vertrug, drehte sich seine Magengrube. Nein, so etwas fasse ich nie mehr an, schwor er sich, obwohl er tapfer dreinblickte. Der „Beppi“ merkte, dass er zu weit gegangen war. Einen späteren Feuer-Versuch gab es nie mehr wieder. Als Freund aber blieb der „Ammer Beppi“ unvergessen.

Ein ungewöhnliches Vergnügen

Es gab gewisse Jahre in Schalding, in denen die Dorfbuben ihre Kletterkünste stählten. Die Äpfelbäume entlang der Straße, die Laub- und Fichtenbäume im nahen Wald oder auch die Obstbäume in „Nachbars Garten“ boten genug Lerngelegenheit. Der Kölbl Heinz oder der Althammer Franz erwiesen sich als wahre Eichhörnchen. Doch praktisch jeder traute sich auf die gängigen Bäume und holte sich etwas zu essen oder machte seinen Zeitvertreib.

Etwa in der Mitte des Biberecker Wegs ragte eine prächtig gebaute Linde in den Himmel. Ihr Stamm war sehr breit. Umfassen konnte man ihn nicht. Doch besaß er einige kräftige Warzen, an denen man sich hochziehen und mit den Füßen einhaken konnte. Schwupps hatte man schon die unteren kräftigen Äste erreicht und konnte weiterturnen. Einige Äste boten die Form einer Schulbank, in der man rasten konnte. Die oberen aber ordneten sich so an, dass sie das schnelle Durchschlüpfen ermöglichten. Es gab keinen idealeren Baum im weiten Umfeld, der so hervorragend zum „Fangen spielen“ geeignet war wie diese Linde. So ertönten fröhliche Lieder und manch erfreuter Schrei, wenn die Klettermaxen den Häschern wieder entkamen.

Dieses Vergnügen auf der Linde konnte mehrere Stunden in Anspruch nehmen. Wer sich aus der Nachbarschaft mit Äpfel versorgt hatte, verspürte nicht selten einen gewissen Druck. Da musste man schnell reagieren. Glücklicherweise war die Linde am Ende einer kleinen Eichen-Reihe platziert, so dass man dort ein verschwiegenes Örtchen finden konnte. Eine dieser Eichen war wiederum so sinnvoll geformt, dass sie über die steile Böschung hinüber hing. Wer es also schaffte, sich auf einen äußeren Ast zu schwingen, konnte seinen Ballast von dort wunderbar in dem breiten Laub versenken. So war allen

geholfen. Die Linde blieb sauber und die Eiche erwarb sich den Ruf einer Befreiungshalle. Gar zu oft musste sie nicht genutzt werden, so dass sich auch die Nasenbeleidigung in Grenzen hielt. Die Buben warnten nur Vorübergehende, nicht zu weit in die Böschung hinein zu waten.

Die Wörth-Insel

Jahrhunderte und Jahrtausende ergoss die Donau ihre Fluten in das in grauer Vorzeit geformte Bett. Donauaufwärts von Passau hatten sich dabei einige Inseln gebildet, die mitten im Strom oder in der Nähe der Ufer lagen. Dass der Name „Wörth“ – das bedeutet, wie Werder, Insel – zwischen Schalding und Seestetten zu Recht auf seine Funktion hinweist, ergibt sich aus der Geschichte der Insel bei Biber(s)bach.

Nichts kündigt heutzutage auf der Bus-Wendeplatte zu Füßen der „Einöd“ vom Insel-Charakter. Schaut man aber genauer hin und nicht bloß auf die neu entstandenen schmucken Häuser neben der teilweise aufgeschütteten Wendeplatte, dann entdeckt man auf der anderen Straßenseite des Gasthauses „Bibersbach“ ein kleines Wehr. Es staut das Bachwasser zu einer Wassergrube auf und wird wegen seiner Bedeutung sogar vom Wasser- und Wirtschaftsamt gepflegt. In seiner Umgebung hatten nämlich kleinere Bachläufe eine Insel umspült, die sich wie ein Schiffelein an das allgemeine Ufer schmiegte. Auf einer Karte von 1863 ist diese Insel noch deutlich zu sehen. Über sie hatten die Eisenbahnbauer die 1860 fertiggestellte Linie Regensburg-Passau gelegt. Die Bundesstraße wiederum war am Wasser entlang geführt worden, bis sie dann jenseits einer Bahnschrankenanlage in die „Löwenwand“ mündete. Der Name „Biberbach“ kam natürlich nicht von ungefähr. In alten Schriften liest man von einem natürlichen Biber-Revier oder auch von einer Biber-Zucht.

Als die Bundesstraße auf die Donau hinaus verlegt wurde, also auf den jenseits der Bahnstrecke liegenden Uferteil, verrohrte man den Rest der Bachläufe oder Inselgewässer. Fremden fällt überhaupt nicht mehr auf, dass sie sich auf einer etwa zweihundert Meter langen

Insel befinden. Der Bahndamm hat ja den Blick verändert. Durch ihn scheint alles hochwasserfest geregelt zu sein. Von Problemen an dieser Stelle hörte man nie. Aufmerksame Fischer aber finden immer noch die Rohre, die das Wasser in den Fluss lenken.



Die Würth-Insel

Die neue Autobahn-Brücke

Schon vor dem Zweiten Weltkrieg hatte es Pläne für eine großzügige Autobahn hinüber nach Österreich gegeben. Deren Streckenführung war lange Zeit nicht klar. Es gab ernsthafte Forderungen, eine Verbindung von Plattling her über Vilshofen und Griesbach nach Obernberg und Wels zu schaffen. Später spottete man mit einem besonderen Namen. „Lovioko“ sollte diese Autobahn genannt werden. Das stand großzügig für „London-Vilshofen-Obernberg-Konstantinopel“. Da hatten sich aber schon die Befürworter einer Trasse links der Donau durchgesetzt. Von dieser versprach man sich nämlich eine bessere Anbindung des gesamten Bayerischen Waldes.

Wann die Entscheidung gefallen war, ist vielleicht in bestimmten Archiven nachzuvollziehen. Bis Schalding hatte sich die Wende in den Plänen aber nicht so schnell herumgesprochen. Zumindest ließ sich der beliebte Landarzt Dr. Stadler nicht davon abhalten, einen Bauplatz zu erwerben, der sich später als „sehr schattig“ herausstellen sollte. Genau über ihm wurde nämlich ab dem Jahr 1969 eine riesige Brücke gebaut, die zur Autobahn A 3 gehören sollte. Wie in der Politik üblich, kam der zuständige Bundesverkehrsminister vor der fälligen Bundestagswahl schnell zum „Ramm-Stoß“ vorbei. Dann passierte lange Jahre nichts, so dass die Entscheidung des Arztes nicht falsch sein konnte. Auch andere Bewohner ließen sich zum Hausbau im „Hoffeld“ verleiten. Als die Gesamt-Autobahn Regensburg-Passau aber zum Ende der 1980er Jahre fertiggestellt war und als diese im Zuge des Endes der Teilung Europas durch den Zweiten Weltkrieg ab 1990 immer befahrener wurde, stellte sich Unheil ein. Sowohl Lärm wie Schmutz kamen vom Himmel herab. Das hatten die braven Schaldinger nicht verdient. Trotz aller Bemühungen der lokalen Politgrößen gönnten ihnen die Techniker nicht einmal

eine geordnete Zufahrt zur neuen Schnellverbindung. Stattdessen zerstörten sie den legendären Fußballplatz und meinten, mit einem Fußgängersteg zur Bundesstraße einen stattlichen Ausgleich gezahlt zu haben. Das alte Jahrtausend war für Schalding nicht zufriedenstellend zu Ende gegangen. Das Schicksal aber wollte es, dass der Verlust des Fußballplatzes nach dem Umweg über das Gelände an der „Wirtswaid“ mit dem neuen Stadion am Reuthinger Weg ausgeglichen schien. Zumindest stieg der prächtige Sportverein Schalding-Heining bis in den bayerischen Fußballhimmel hinauf und wurde rundherum bewundert – den Neid der Passauer Zentrale nahm man dabei gerne in Kauf. Die geschichtsträchtige Gemeinde Heining hatte mit ihrem Vorturner, der Obmannschaft Schalding, erneut Historisches geleistet.

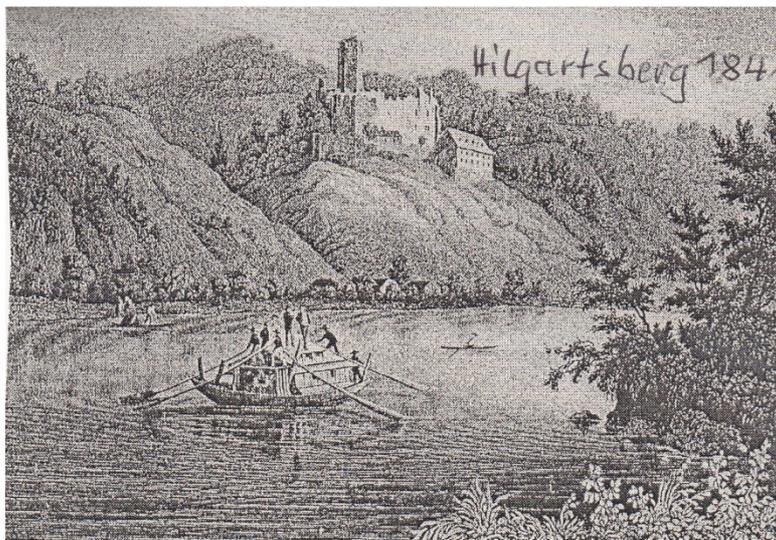
Weltschmerz für Schalding

Die einmal eingepflanzte Liebe zu Schalding ist unbesiegbar. Das spürte der Vierzehnjährige, der im Dezember 1955 mit seinen Eltern nach Vilshofen umziehen musste. Hatte er in seinem alten Umfeld die Weite der Sport- und Wiesenanlagen, der Felder und Wälder erlebt und auch die Freiheit zu ihrer Nutzung, so fühlte er sich jetzt eingezwängt in enge Häuserschluchten. Klar hatte er auch oft Passau besucht, schon aus schulischen Gründen. Aber der Stadtplatz von Vilshofen kam ihm zunächst so schluchtig vor, dass dieser das Gefühl der Beklommenheit sogar auf die Menschen übertrug. Einer der neuen Straßenpassanten stellte sich als Kämmerer der kleinen Donaustadt heraus. Schon das ungewohnte Wort „Kämmerer“ wirkte drohend. Dieser Kämmerer aber wandelte täglich nach seinem Dienstschluss im nahen Rathaus zwischen dem Stadtturm und der Vils-Brücke hin und her. Man konnte ihm nicht entgehen. Er war sicher ein liebenswerter Mensch. Doch trug er das pechschwarze Haar fest angeklebt, wobei er mit seinem Scheitel die Mitte des Hauptes knapp verfehlte. Die Nase ragte spitz hervor, die Augen funkelten dunkel. So hatte man sich wohl einen mittelalterlichen Aufpasser vorzustellen, der jedes fremde Gesicht auf dem Stadtplatz der städtischen Polizei meldete. Im Dezember war es außerdem früh finster und die Straßenbeleuchtung erwies sich als dürftig. Der Kämmerer war an letzterem vielleicht sogar auch schuld.

Jedenfalls bedrückte die Sehnsucht nach der verlorenen Freiheit den Vierzehnjährigen, der zunächst gar nicht wusste, wie er die kalten Wintertage im noch feuchten Eisenbahner-Neubau neben dem geschäftigen Bahnhof gut überleben konnte. Da kam ausgerechnet der gewaltige Eis-Stoß hinzu, der sich in die Häuser fraß und Wochen

lang Angst und Gefahr verbreitete. Was sollte der Vierzehnjährige von dieser neuen Umwelt erwarten?

Seine Gedanken waren fortan rückwärts gerichtet, zurück zur alten Heimat, zurück zu den Schul- und Spielfreunden, zurück zu den bekannten Familien mit deren Buben und Mädchen, die ihm ans Herz gewachsen waren. Weltschmerz machte sich breit. Da neue Freunde lange nicht in Sicht waren und die Eltern sorgenvoll beobachteten, ob denn auch die richtigen unter den Neuen wären, sackten auch die schulischen Leistungen ab. Die Eisenbahnfahrten waren länger geworden, die Züge im Winter immer noch luftdurchlässig, da sie vom Krieg schwer gezeichnet waren. Eine langwierige Erkältung stellte sich ein, die fast nicht mehr auszukurieren war. Doch dann kam, eigentlich wie jedes Jahr, der Sommer mit seinen wärmenden Strahlen. Das alte Fahrrad des Vaters verhalf zu mancher Fahrt nach Schalding. Es nutzte aber auch bei Erkundungsfahrten in die neue Umgebung. Irgendwie half es, auch den tiefsten Weltschmerz aus dem Inneren zu tilgen. Die nahe Burgruine Hilgartsberg gab den Blick hinauf in die weite Donau-Ebene frei. Die Entdeckerlust war geboren.



Exodus

Drei Schulfreunde, die im Humanistischen Gymnasium von Passau zwar verschiedenen Jahrgangsklassen angehörten, aber das gemeinsame Schicksal als Fahrschüler zwischen Vilshofen und Passau teilten, sollten die einstige Bus-Haltestelle an der Löwenwand nie vergessen. Sie hatten damals im Passauer Capitol-Filmtheater den überlangen Streifen „Exodus“ genossen. Mit stolz geschwellter Brust waren sie dann ans gerade noch vorhandene Tageslicht getreten und hinab zum Hauptbahnhof von Passau gegangen. Da einerseits die Abfahrtszeit noch eine ganze Stunde entfernt lag und andererseits die Geldbörse zu klein für ein Einkehren war, überredete der Ältere die beiden anderen, doch schon einmal zu Fuß bis Auerbach zu marschieren. Das taten sie.

Beim Blick auf die Uhr und beim Begutachten der gestählten Jungmann-Körper drängte alles zum Weitermarsch bis Heining und dann sogar bis Schalding. Dort, mitten im Ort, juckte der Schalk. Der Ältere, der bis vor kurzem noch in Schalding gewohnt und deshalb von einer Haltestelle bei den kleinen Häusern gegenüber von Gaishofen gewusst hatte, trieb seine beiden kleinmütig gewordenen Schulfreunde noch bis zu dieser Bus-Haltestelle, natürlich mit dem Versprechen, dort aber wirklich den Bahnbus zu besteigen.

Inzwischen war es dunkel geworden. Etwa hundert Meter waren es noch bis zur ersehnten Haltestelle. Da tauchte plötzlich der Bus auf. Da die Drei jedoch nicht vor dem Bus-Schild warteten, sondern nur verzweifelt aus der Ferne winken konnten, scherte sich der Bus-Fahrer keinen Deut um sie. Die Drei sahen bloß noch die roten Rücklichter. Da war guter Rat teuer und vor allem saß die Enttäuschung tief. Der eine hatte es ja noch gut, weil er in Sandbach zu Hause war. Die anderen beiden aber wohnten in Vilshofen und

mussten also noch mindestens elf weitere Kilometer bewältigen. Das Gesicht des Jüngsten ging dem Ältesten lange nicht aus dem Gedächtnis. Der lange Marsch, der so gar nichts mit Maos „Langem Marsch“ zu tun hatte, schweißte die Drei trotzdem fest zusammen. Als sie sich wieder erholt hatten, schmunzelten sie noch oft über ihren persönlichen „Exodus aus Passau“. Aus allen Drei wurde im richtigen Leben fast ein filmreifer Held. Der Sandbacher brachte es zum späteren Feuerwehr-Kreisbrandrat, der jüngere Vilshofener zum geachteten Steuerberater in Straubing und der schuldige Älteste zum politischen Weltenbummler.

„Hans Carossa kehrt in Vilshofen ein“

Schalding rechts der Donau liegt, unbestritten, zwischen Rittsteig und Seestetten. In letzteren Orten lebte der bisher größte Dichterst der bayerischen Donauregion, Hans Carossa. Er hatte natürlich Verwandte und viele Verehrer, und unter den Verwandten gab es den Passauer Gymnasiasten Heinz Morhard. Seine Großmutter war eine Schwester von Hans Carossa. Sie hatte den Passauer Arzt Dr. med. Fischer geheiratet. Deren gemeinsame Tochter Stefanie Fischer war am 02. Juni 1914 zur Welt gekommen und erst am 25. Juni 2011 als Witwe des Arztes Dr. med. Morhard in Wallersdorf verstorben. Das Arzt-Ehepaar Morhard hatte drei Söhne, nach Heinz (geboren 1939) auch noch einen späteren Lehrer und Kommunalpolitiker in Breitenberg sowie den späteren katholischen Pfarrer Dr. Anton Morhard (geboren 1959 in Straubing, tätig in Tann). Heinz Morhard wohnte während seiner Passauer Gymnasialzeit im „Carossa-Haus“ in Seestetten und war somit Fahrschüler wie viele andere. Es waren also seine Großeltern, nämlich die nachgeborene Schwester von Hans Carossa und deren Ehemann, die das Anwesen bewohnten und den ältesten Enkel betreuten.

Hans Carossa selbst hatte in Seestetten seit 1892 immer mit seinen Eltern Urlaub gemacht, denn das Haus hatte ursprünglich einem Onkel seiner Mutter (Lehrerin Maria Voggenreiter) gehört und den Namen „beim Lenzenbauern“ getragen. Hans Carossa war gerne in Seestetten, nicht nur wegen seiner Jugendliebe, der Wirtstochter Amalie Danzer, deren Schwester Rosa in die Hofwirtschaft Hans Seidl nach Otterskirchen eingeheiratet hatte (geboren 1884, gestorben 1910). Hans Carossa hatte 1904 die Arztpraxis seines Vaters in Passau übernommen, 1906 den unehelichen Sohn Hans Wilhelm bekommen und 1907 dann dessen Mutter Valerie Endlicher geheiratet. Bereits

1930 bekam er mit Hedwig Kerber aus Rittsteig, Enkelin des Hefefabrikanten Franz Xaver Wieninger (1833-1900) und Tochter des Guts- und Fabrikbesitzers Max Kerber (1863-1909), eine außereheliche Tochter, Eva Kerber. 1943, also nach dem Tod seiner 1. Ehefrau 1941, heiratete er Hedwig Kerber. Diese starb als Hedwig Carossa am 22. November 1956 in Rittsteig, zwei Monate nach Hans Carossa selbst (12. September 1956). Die gemeinsame Tochter Eva Kerber trug später und nach ihrer Verehelichung den Familiennamen Eva Carossa-Kampmann. Sie lebte weiterhin in Rittsteig.

Schon von Schalding aus hatte Klaus Rose Freundschaft mit dem zwei Jahre älteren Heinz Morhard geschlossen. Sie waren ja gemeinsame Fahrschüler zum Humanistischen Gymnasium in Passau. Da wusste Klaus Rose praktisch nichts von einem Dichter und Schriftsteller Hans Carossa, obwohl dieser eine Dichterlesung an der Volksschule gehalten hatte oder im Friseurladen Hausner stets bevorzugt bedient wurde, während andere Kunden warten mussten. Eher konnte er die aktuellen Fußball-Weltmeister von 1954 aufzählen oder manchen antiken Helden wie Odysseus oder Alexander den Großen. Der Fahrschüler Heinz Morhard wiederum fühlte sich ziemlich unbetreut bei seinen Großeltern in Seestetten. Als Klaus Rose im Dezember 1955 von Schalding nach Vilshofen umgezogen war und sich dort einigermaßen eingelebt hatte, fragte er seine Mutter, ob er dem zu Mittagszeiten Einsamen die Zugfahrt und den kurzen Aufenthalt im neuen Eisenbahner-Wohnhaus am Bahnhof von Vilshofen anbieten dürfe. Sobald ein passender Zug zurück fähr, konnte Heinz Morhard dann in seine eigentliche Wohnstätte heimkehren. So schlürften die beiden Gymnasiasten in der neuen Vilshofener Eisenbahnerfamilie manchmal eine gemeinsame Suppe oder verzehrten eine kleinere Mahlzeit. Statt für einen hatte es immer auch für zwei gereicht.

Da blieb es nicht aus, über den bedeutenden Groß-Onkel von Heinz Morhard zu sprechen. Die Gastgeberin und Mutter von Klaus Rose

kannte Hans Carossa, der 1956 in Rittsteig verstorben war, nur vom Hörensagen. Sie war neugierig geworden. Mit dem Neffen kehrte ja jetzt so etwas wie der Dichturfürst selber ein. An größere Geheimnisse kam man natürlich nicht heran. Denn auch der junge Neffe war noch kein geborener Erzähler. Er wusste auch zu wenig. Aber allein die Tatsache der engeren Verbindung beflügelte die Fantasien. Dass auch der bekannte Münchner und später selig gesprochene Pater Rupert Mayer im „Rumänischen Tagebuch“ von Hans Carossa erwähnt war, erfüllte die großen Verehrer dieses NS-Widerstandskämpfers in der Vilshofener Eisenbahner-Wohnung mit Demut. Heinz Morhard, übrigens ein sehr gut erzogener 18-Jähriger, durfte fortan kommen, so oft er wollte. Erst sein Abitur 1959 beendete die besondere Beziehung. In Vilshofen selbst wurde dann - nicht zuletzt wegen der Carossa-Ehrenbürgerschaft der für Seestetten zuständigen Gemeinde Sandbach, die an die Donaustadt überging – ein „Hans Carossa-Zimmer“ eingerichtet. Der Schriftsteller war also, wenn auch posthum, persönlich in Vilshofen eingekehrt.

Auf dem Areal des Familiengrabs des Guts- und Fabrikbesitzers Franz Xaver Wieninger in Heining ist – neben den Fabrikbesitzern Wieninger-Kerber-Kampmann – auch Hans Carossa beerdigt. Seine Grabinschrift lautet:

HANS CAROSSA

* 15. XII. 1878

+ 12. IX. 1956

GESTIRNE STEIGEN

DA WIRD NOCH KLARER

DEIN STILLER AUFTRAG

NOCH WUNDERBARER

ES RAUNEN QUELLEN

UNIRDISCH LEISE

TIEF WILL ICH SCHLAFEN

AUCH RAST IST REISE

Schlussbemerkung

Mit diesen „Geschichten aus Schalding“ soll die Zeit nach dem 2. Weltkrieg festgehalten werden und damit unvergessen bleiben. Ihre Auswahl ist rein zufällig, findet ihre Berechtigung aber im persönlichen Erleben. Wer das Glück hatte, Jahre seines Lebens dort zu verbringen, der vergisst den kleinen Ort nicht. Das gilt für jene, die dort zugezogen und geblieben sind, das gilt aber auch für jene, die aus unterschiedlichen Gründen fortziehen mussten. Wenn durch diese Aufzeichnung weitere „Geschichten aus Schalding“ angeregt werden, gräbt sich das stolze Bewusstsein der Schaldinger noch tiefer in die Furchen der Erinnerung.

Zum Autor: Klaus Rose lebte mit seinen Eltern vom Sommer 1944 bis Dezember 1955 in Schalding rechts der Donau. Nach dem Besuch der dortigen Volksschule wechselte er an das Humanistische Gymnasium in Passau (Abitur 1961). Seit dem Umzug nach Vilshofen am 8. Dezember 1955 ist er dort beheimatet.

Neben geschichtlichen und politischen Sachbüchern wie „Taiwan - Die Inselrepublik im Fokus deutscher Politik“ (2006) oder „Brückenbauer, Priester und Politiker“ (2008) veröffentlichte Klaus Rose seit 1969 zahlreiche Artikel in der PNP-Beilage „Heimatglocken“, in der KURZEITUNG Bad Füssing oder im Heimatblatt DONAUBOTE (seit 1981).

Einem breiteren Publikum wurde Klaus Rose durch sein langjähriges parlamentarisches Wirken bekannt (1972-2008).